

Neueste Nachrichten

Zugleich Gönzenheimer, Oberstdten-Dornholzhausener, Seulberger, Friedrichsdorf-Röpperner Neueste Nachrichten - Taunuspost

Bezugspreis: 1.50 Rmt. monatlich aus-
schließlich Trägerlohn. Erscheint woch-
entlich. — Bei Ausfall der Lieferung
ohne Verschulden des Verlags oder
infolge von höherer Gewalt, Streit
etc. kein Anspruch auf Entschädigung.
Für unbeschränkt eingehende Zuschriften
übernimmt die Schriftleitung keine
Gewähr. — Einzelnummern: 10 Pfg.

2707 - Fernsprech-Anschluß - 2707

Preisanzeiger für den Obertaunuskreis

Bad Somburger Tageszeitung und Anzeiger

Bad Somburger Lokal- und Fremden-Blatt

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Bad Homburg, Dorotheenstraße 24

Anzeigenpreis: Die einseitige 80 mm
breite Nonpareilzeile kostet 20 Pfg.
Lokale Gelegenheitsanzeigen nach be-
sonderem Tarif. — Die 88 mm breite
Nonpareil-Reflexzeile kostet 1.—,
zwischen Text 1.50 Rmt. — Erscheinen
von Anzeigen an bestimmten Tagen
und Plätzen nach Abmachung aber
ohne Gewähr. — Offertgebühr 50 Pfg.

Postfach 208 64 Frankfurt-M.

Nummer 243

Samstag, den 15. Oktober 1932

7. Jahrgang

Nicht durch eine Sinterfüt!

Deutschland soll nach Genf gelockt werden. — Viermächtekonferenz oder nicht?

London, 14. Oktober.

Nachdem im ersten Teil des Freitag die Viermächtekonferenz als gesichert galt, da auch Herriot ihr zugestimmt hatte, wurde das Zustandekommen in den Abendstunden wieder zweifelhaft, da über den Ort keine Einigung zu erzielen war. MacDonald hat natürlich versucht, Herriot für London zu gewinnen, Herriot hat das jedoch abgelehnt, um nicht, wie der Sonderberichterstatter der Havas-Agentur meldet, der Abrüstungskonferenz und indirekt dem Völkerbund dieses Problem zu entziehen. Herriot habe Besprechungen zwischen den Vertretern der Hauptmächte zugestimmt, vorausgesetzt, daß sie in Genf, d. h. im Rahmen des Völkerbundes, stattfinden und nur vorbereitenden und inoffiziellen Charakter tragen.

Da Deutschland aber gerade das, was Herriot mit Genf als Konferenzort bezweckt, die Besprechungen in den Rahmen des Völkerbundes einzuspannen, nicht will, so ist zurzeit nicht ersichtlich, ob die Viermächtekonferenz abgehalten wird oder nicht.

Der englische Außenminister hat auf Grund der Besprechungen mit Herriot schon Donnerstag eine Anfrage über die Einberufung der geplanten Viermächtekonferenz nach Genf an die deutsche und die italienische Regierung gerichtet. Die Antworten beider Regierungen liegen bereits vor. Während sich die italienische Regierung mit Genf einverstanden erklärt,

hat der deutsche Außenminister mitteilen lassen, daß Deutschland einer Verlegung der Konferenz nach Genf nicht zustimmen könne.

Was nun nach dieser Ablehnung geschehen soll, darüber verläuft noch nichts. Soweit die britische Regierung in Betracht kommt, ist nach ihrer eigenen Erklärung der Zusammenkunftsort unwesentlich, weil sie jedem Platz zustimmen würde, der allen anderen Nationen angenehm sein würde. Aber Herriot? Ihm wird sicher die deutsche Ablehnung Genfs sehr willkommen sein, um die ihm unbequeme Konferenz zum Scheitern zu bringen, ohne daß man ihm direkt die Schuld geben kann.

Herriots verdächtige Gile.

Um „seine Hände in Unschuld zu waschen“ hat Herriot sich beeilt, durch das französische Außenministerium folgen des Communiqué zu veröffentlichen:

„Die französischen und englischen Minister haben sich dahin geeinigt, daß die Zusammenkunft die vier Mächte England, Italien, Deutschland und Frankreich, umfassen müsse, und daß Genf der geeignete Versammlungsort wäre. Die englische Regierung hat insofern das Zustimmung der beiden anderen an diesem Vorschlag interessierten Regierungen erbeten. Die Zusammenkunft würde einen offiziellen und präliminären Charakter haben. Ihr Zweck wäre, die Mittel zu suchen und vorzuschlagen, um in wirksamer Weise das von der Abrüstungskonferenz im Rahmen des Völkerbundes unternommene gemeinsame Werk wieder aufzunehmen.“

Die englische Lösung.

Der Havas-Sonderberichterstatter meldet, die französische Regierung bleibe dabei, daß eine Rüstungsherabsetzung von zusätzlichen Sicherheitsgarantien abhängig gemacht werden müsse, die sie durch Konsultationspakete und regionale Abkommen zu erzielen gedenke. Engländer seit sei man gegen jede neue internationale Verpflichtung und rege u. a. als Lösung an:

1. einen politischen Waffenstillstand für 10 Jahre, durch den Deutschland sich auf den gegenwärtigen territorialen status quo verpflichten solle,
2. Freiheit für Deutschland, alle Rüstungskategorien zu besitzen, wenn auch in beschränktem Umfang,
3. eine progressive Rüstungsherabsetzung der übrigen Mächte.

Warum nicht Genf?

Deutschlands Standpunkt. — Jeder andere Ort genehm.

Berlin, 14. Oktober.

Die Stellungnahme Deutschlands zur Konferenz ist bereits wiederholt zum Ausdruck gebracht. Allerdings muß für Deutschland die Frage eine Rolle spielen, wo diese Konferenz zusammentreten soll.

Wenn Deutschland zugemutet werden sollte, zu dieser Konferenz nach Genf zu kommen, dann müssen zunächst die bekannten deutschen Bedingungen geklärt werden und vorher eine Regelung der Gleichberechtigungsfrage erfolgen, sonst würde die Gefahr bestehen, daß man Deutschland auf dem Wege einer Viermächtekonferenz in Genf sozusagen durch eine Hintertür wieder zur Abrüstungskonferenz zurückbringt, ohne daß die Gleichberechtigungsfrage geklärt sei.

Ob die Konferenz in London oder einem anderen Ort stattfindet, ist für uns eine weniger wichtige Frage, schließlich ist ja London selbst viel mehr für die Engländer als für uns eine Prestigefrage. Deutschland ist selbstverständlich gerne bereit, auch über einen anderen Ort als London mit sich reden zu lassen mit der Einschränkung, daß hinsichtlich Genfs die genannten Voraussetzungen erfüllt werden, die selbstverständlich auch sinngemäß für die nähere Nachbarschaft von Genf gelten.

Deutschlands Benachteiligung.

Bei der Neubildung der Völkerbundslitung.

Genf, 14. Oktober.

Die Beratungen des Sonderausschusses über die Reorganisation des Völkerbundsekretariates sind in ein kritisches Stadium eingetreten.

Der deutsche Delegierte, Freiherr von Helldorf, hat mit aller Entschiedenheit gefordert, daß gemäß dem Resolutionsentwurf künftig der Grundplatz festgelegt wird, daß kein Staat durch mehr als zwei Funktionen unter den obersten Beamten des Sekretariates vertreten sein darf.

Gegen diese grundsätzliche deutsche Forderung gegen plötzlich ein Gegenangriff ein. Der deutsche Vertreter hat daraufhin mit aller Deutlichkeit zu erkennen gegeben, daß Deutschland gegen die ganze Reform stimmen werde, wenn in diesem entscheidenden Punkte der deutschen Forderung nicht Rechnung getragen wird.

Nach Wiederaufnahme der Sitzung des Ausschusses konnte festgestellt werden, daß von verschiedenen Seiten der Wille zum Einlenken bekundet wurde. Man hat den Präsidenten beauftragt, nach einem Kompromiß zu suchen.

Keine Anklage gegen Deutschland.

Eine Erklärung des Defensiv-Ausschusses.

Genf, 15. Oktober.

Unmittelbar nach Schließung der Sitzung des Defensiv-Ausschusses berief der Präsident des Ausschusses, de Brouckere, die internationale Presse zu sich. Er erklärte, der Ausschuss wolle die effektiven Truppenbestände der ausgerüsteten Länder feststellen, und habe gleichzeitig die Frage erwogen, ob und in welchem Ausmaß die Polizei dieser Länder den Effektivtruppenbeständen zugerechnet werden müsse. Diese Frage sei besonders eingehend für Deutschland geprüft.

Niemals sei jedoch der Gedanke entstanden, gegen Deutschland eine Anklage zu erheben, oder für Deutschland eine besondere Regelung festzusetzen. De Brouckere betonte ferner, daß der Ausschuss einmütig die Abwesenheit Deutschlands bedauere und den Wunsch geäußert habe, daß Deutschland als gleichberechtigtes Mitglied behandelt werden müsse. Einschließlich Massigli hätten sämtliche Mitglieder des Ausschusses ihn zu dieser Erklärung beauftragt. Der Effektivausschuss hat sich auf den 27. Oktober vertagt.

Die gefährliche deutsche Polizei.

Die angebliche zweite Wehrmacht.

Berlin, 14. Oktober.

In einem Teile der ausländischen Presse wird offenbar als Aufstakt zu den angekündigten Enthüllungen über die angeblichen Geheimrüstungen in Deutschland und um die Abrüstungsverhandlungen zu erschweren, behauptet, daß Deutschland unter Umgehung der Versailler Bestimmungen sich neben seinem 100 000-Mann-Heer eine gut ausgebildete, schwer bewaffnete zweite Armee von etwa 140 000 Mann geschaffen habe. Man vergißt dabei zu erwähnen,

was zunächst die Kopfzahl betrifft, von diesen 140 000 Mann etwa 35 000 kommunale Polizeibeamte sind, und daß von dem Rest etwa ein Drittel für Verwaltungsaufgaben im Bürodienst verwendet wird. Von den übrigen verbleibenden zwei Dritteln der Polizeibeamten ist die Mehrzahl nicht kaserniert. Die Kasernierung, die für einen Teil der Auslandsprelle den hauptsächlichsten Stein des Anstoßes zu bilden scheint, kommt nur für die über das ganze Reich verstreuten 350 Polizeibereitschaften in Frage, deren durchschnittliche Stärke zwischen 60 und 100 Beamten schwankt.

Es versteht sich, wie entgegen den immer wiederholten Behauptungen hervorgehoben werden muß, keinerlei dienstliche oder organisatorische Beziehungen zwischen Polizei und Wehrmacht. Den Inspiratoren der ausländischen Kampagne gegen die deutsche Polizei muß am besten bekannt sein, daß auch von einer militärischen Ausbildung oder einer militärischen Bewaffnung der Polizeibeamten nicht die Rede sein kann.

Ausbildung und Bewaffnung sind entsprechend den besonderen polizeilichen Zwecken so verschieden von militärischen Grundfähen, daß eine Einstellung einer noch so gut ausgebildeten Polizeimannschaft in das Heer und ihre Verwendung gegen ausländische Gegner eine technische Unmöglichkeit wäre.

Die Ausrüstung der Polizei.

Wie an zuständiger Stelle erklärt wird, steht die deutsche Polizei in keinem Zusammenhang mit der Reichswehr. Der deutschen Polizei fehle jede schwere Bewaffnung und auch die chemischen Kriegsmittel fehlten. Die Ausbildung beschränkt sich auf Körpertraining und den Gebrauch der verschiedenen Waffen. Nur jeder fünfte Mann habe einen Stahlhelm und jeder dritte Mann einen Revolver. Aus dieser Tatsache ergibt sich schon, daß die französische Behauptung völlig abwegig ist.

„Enthüllungen“ aus Provinzblättern!

Die „große“ französische Aktion. — Belgien für Gleichberechtigung.

Genf, 15. Oktober.

In einer Sitzung des Defensiv-Ausschusses legte der Vertreter der Völkerbundabteilung des französischen Außenministeriums, Massigli, eine große Anzahl deutscher Provinzzeitungen als Grundlage für seine Beschwerden über die vertragswidrige militärische Organisation der deutschen Schutzpolizei vor.

Aus diesen Blättern und aus den in deutschen Zeitungen veröffentlichten photographischen Aufnahmen suchte er den Nachweis zu führen, daß die deutsche Schutzpolizei militärisch vollständig durchorganisiert wäre. Aus einzelnen photographischen Aufnahmen von Schutzpolizelmanövern gehe hervor, daß die Organisation dem Versailler Vertrag widerspreche.

Die deutsche Schutzpolizei verfüge nachweislich über zahlreiche Maschinengewehre, und daher müsse bei der Berechnung der deutschen Effektivstärke Reichswehr und Schutzpolizei zusammengezählt werden. Nach dem Protokoll von 1925 dürfe die deutsche Schutzpolizei insgesamt 140 000 Mann stark sein. Ob diese Zahl jedoch dem Tatsbestand entspreche, sei unbekannt.

Der belgische Senator Brouckere wies darauf hin, daß nicht nur Deutschland, sondern auch andere Länder eine militärisch ausgebildete Polizei hätten. Es wäre außerordentlich wünschenswert, daß Deutschland endlich mit gleichen Rechten an den Verhandlungen der Abrüstungskonferenz teilnahme.

Drahtbefeestigungen an der Grenze.

Trier, 15. Okt. Die an der französischen Grenze an allen befahrbaren Wegen und Straßen aufgestellten sogenannten „spanischen Reiter“ sind in den letzten Tagen erneut verstärkt worden. Nach Meldungen französischer Zeitungen gehören diese Drahtverhaue an den Grenzübergängen als dauernde Einrichtung zu dem neuen, ostfranzösischen Festungsaufbau.

Nus Bad Homburg und Umgebung

Bürgermeisterversammlung in Uffingen.

Die erste Versammlung der Bürgermeister des neu gebildeten Oberlaunuskreises hat auf Einladung des Herrn Landrats van Erckelens am 13. ds. Mts. in Uffingen im Gasthaus zur Sonne stattgefunden. Herr Landrat van Erckelens betonte in seinen Begrüßungsworten, daß sowohl der alte Oberlaunuskreis als auch der Kreis Uffingen durch Verordnung des Staatsministeriums aufgelöst und zu einem neuen Gebilde, dem neuen Oberlaunuskreis, zusammengefaßt sind. Er verfolge durchaus das Gefühl der Trauer der Uffinger Bevölkerung und würdige es, wenn den Uffinger Gemeinden der Abschied von ihrem alten Kreise schwer gefallen sei. Unsere schnelllebende Zeit müsse sich aber nun mal mit dem aus Gründen der Staatsnotwendigkeit Angeordneten abfinden. Die Kreisverwaltung werde alles tun, um die Zusammenarbeit im Interesse der Gesamtheit zu erleichtern. Der von der Regierung ernannte kommissarische Kreis-ausschuß habe eine Zusammenkunft erfahren, die Gewähr dafür biete, daß den Interessen aller Kreisorte Rechnung getragen werden; es seien im Kreis-ausschuß je drei Mitglieder aus den ehemaligen Kreisen Oberlaunus und Uffingen vertreten.

In grundsätzlicher Hinsicht führte der Herr Landrat aus:

Ich bin Freund der Selbstverwaltung, aber einer richtig verstandenen Selbstverwaltung. Selbstverwaltung in guten Zeiten ist leicht, in schwierigen Zeiten — wie gegenwärtig — beweißt sich, ob die Vertreter der Selbstverwaltung durchdrungen sind von dem Gefühl der Verantwortung und ob sie willens sind, wenn das Gesamtwohl es erfordert, auch unpopuläre Beschlüsse zu fassen. Ich werde grundsätzlich nicht in die Belange der Gemeinden hineinregieren, wenn es nicht sein muß. Die Bürgermeister mit den Organen der Gemeindeverwaltung stehen den örtlichen Notwendigkeiten sehr viel näher und müssen deshalb am besten wissen, was in ihrer Gemeinde im einzelnen erforderlich ist. Solange ihre Selbstverwaltungsmaßnahmen nicht im öffentlichen Interesse ein Eingreifen der Aufsichtsbehörde erfordern, wird ihnen im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen freie Hand gelassen. Ich darf die Erwartung aussprechen, daß Sie sich des hohen Gutes der Selbstverwaltung bewußt bleiben und es zum Wohle des Ganzen verwirklichen. Meiner Unterstützung können Sie gewiß sein.

Der Herr Landrat kam dann noch auf verschiedene Verwaltungsfragen zu sprechen, insbesondere erörterte er die Finanzlage des Kreises und der Gemeinden. Jeder müsse seine ganze Kraft dafür einsetzen, daß die Not der Bevölkerung gelindert werde und daß der öffentlichen Hand diejenigen Mittel zufließen, die notwendig sind, um die Weiterzahlung der Unterstufungen an die Opfer der Wirtschaftskrise zu gewährleisten.

Herr Bürgermeister Vihmann, Uffingen, dankte dem Herrn Landrat namens der Gemeinden des ehemaligen Kreises Uffingen für das von ihm entwickelte Programm der Selbstverwaltung. Er wies auf die Einheit des Uffinger Landes hin. Die Gemeinden seien im alten Kreise eine Schicksalsgemeinschaft gewesen; es falle ihnen nicht leicht, sich jetzt ohne weiteres an die veränderten Verhältnisse zu gewöhnen, aber es werde geschehen, wenn der Homburger Kreis mit den Uffinger Gemeinden demnächst in gleicher Schicksalsverbundenheit zusammenarbeiten werde, wie das Kreisverwaltungs- und Gemein-den des alten Kreises Uffingen getan hätten.

Die Herren Bürgermeister Dr. Eberlein-Bad Homburg, Horn-Oberursel und Gebirger Gonsenheim begrüßten die Bürgermeister des Uffinger Landes herzlich und dankten dem Herrn Landrat, daß er durch diese Versammlung Gelegenheit zum Bekanntwerden aller Bürgermeister des neuen Kreises gegeben habe.

In Erledigung der Tagesordnung wurde dann der freiwillige Arbeitsdienst eingehend besprochen. In stärkerem Maße als bisher soll bei Organisation der Arbeiten der Gesichtspunkt der Jugendpflieger der beiden Kreisorte berücksichtigt werden. Es wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß in allen Gemeinden, in denen Maßnahmen des freiwilligen Arbeitsdienstes durchgeführt werden, sich geeignete Persönlichkeiten zur Mitarbeit an der geistigen und körperlichen Schulung der Arbeitsdienstwilligen bereitfinden.

Die nächste Stadtverordneten-Sitzung findet am Dienstag, dem 18. Oktober 1932, abends 8,15 Uhr, im Stadtverordneten-Sitzungssaal mit nachfolgender Tagesordnung statt:

1. Einführung des Herrn Architekten Georg Schlottner als unbesoldetes Magistratsmitglied anstelle des freiwillig ausgeschiedenen Magistratsmitgliedes Herrn H. Schudt.
2. Neuwahl eines Schiedsmannstellvertreters für den Stadtbezirk Bad Homburg.
3. Vorlage der Bauungs- und Kulturpläne für das Wirtschaftsjahr 1933.
4. Anträge der kommunistischen Stadtverordnetenfraktion betr. Winterhilfe für die Erwerbslosen etc. und Errichtung einer Wärmehalle.
5. Anträge der kommunistischen Stadtverordnetenfraktion betr. Straßenanliegerbeiträge der Trift- und Heuchelheimerstraße.
6. Anträge der sozialdemokratischen Stadtverordnetenfraktion auf Gewährung von Winterhilfen an Wohlfahrts- pp-Empfänger.

Ueber das Kurhaus-Gebäude. Die Magistratspreßstelle schreibt uns: In einem Frankfurter Blatt wurde vor einigen Tagen scharfe Kritik geübt an der

Abicht der Homburger Kur-Verwaltung, gelegentlich der bevorstehenden Reparatur des Kurhausdaches die an dessen Ecken und über seinem Mitteltrakt befindlichen Spitzenaufbauten aus Zinkblech zu befestigen. Weiterhin wurde ausgeführt, daß die erwähnten Dachaufbauten von wesentlicher Bedeutung für den Gesamteindruck des Gebäudes seien und daß es notwendig wäre, schnellstens den gesamten Kurhauskomplex unter Denkmalschutz zu stellen, sowie den Bestand des Bezirkskonservators zum Zwecke der Verhinderung des schädigenden Eingriffs anzurufen. Zur Orientierung der Interessierten Dessenfalls sei folgendes bemerkt: 1.) das Kurhaus steht bereits seit langem unter Denkmalschutz, 2.) Schon im Jahre 1931 hat sich der Bezirkskonservator auf Befragen durch die Kurverwaltung dahin geäußert, daß die Blechaufbauten zweifellos eine spätere Zutat zu dem Bauwerk darstellen, daß sie mit anderen Worten in dem ursprünglich streng klassizistischen Plan nicht vorgesehen waren, ihre Einfügung vielmehr der Ausfluß einer vor ca. 60 Jahren herrschenden barocken Geschmacksschulung bedeute, 3.) daß der Gesamteindruck des Gebäudes nach Befestigung der Spitzen nur gewinnen könne.

Der Magistrat, der ja nach dem zwischen Kur-V. u. S. und Stadt bestehenden Verträge bei beabsichtigten Umbauten um seine Ansicht zu hören ist, hat sich in seiner gestrigen Sitzung mit der angeregten Frage befaßt und sich dahin schlüssig gemacht, daß er seine Zustimmung zur Entfernung der Aufbauten nur dann zu geben geneigt wäre, wenn deren derzeitiger Zustand derart sei, daß durch eine Reparatur unvorstellbar hohe Kosten erwachsen würden. Im anderen Falle müsse er Wert darauf legen, daß an dem Gesamtbild, welches das Kurhaus in seiner jetzigen Gestalt biete, wenn irgend möglich, nichts geändert werde.

Kurtheater. Am Donnerstag, dem 20. Oktober, eröffnet die Winterpielzeit des Homburger Kurtheaters das Lustspiel „Die Journalisten“ von Gustav Trenlag. Bis zu diesem Tage ist noch immer Gelegenheit angeden, sich durch Erwerb eines festen Stammsitzes an den 18 Abonnementsvorstellungen der Spielzeit zu sehr ermäßigten Preisen zu beteiligen. Es sind 12 Schaupiele und 6 Operellen vorgesehen, darunter die neuesten Schläger aus dem Gebiete der letzten Muse. Das außerordentlich glücklich zusammengestellte Personal hat bereits bei den Aufführungen in Karau und Wörschensburg die Möglichkeit, sich miteinander einzuspielen, gehabt, und die Vorstellung der „Journalisten“, in der das ganze Schauspielensemble teilnimmt, wird in ihrer Geschlossenheit der beste Beweis für die guten Absichten der Direktion im kommenden Winter sein. Es werden in bunter Folge viele unterhaltende und wertvolle Abende sich aneinanderreihen, sodaß das Publikum nicht nur lacht, sondern auch gediegene Anregung erwarten darf. Die neuerworbenen Mitglieder, die zum Teil von großen deutschen Bühnen kommen, ergänzen sich aufs Beste mit den schon bekannten und beliebten Kräften. Da der Spielplan sich nicht nur an die leichte Tagesware hält, sondern, gestützt auf die Mitglieder, auch die ganz besonders interessanten Neuerwerbungen, deren Wert zu einer Aufführung berechtigt, bringt, erwartet sie eine rege Anteilnahme der Zuschauer. Die Direktion bedarf hierzu aber dringend der Unterstützung aller theaterliebenden Kreise, denn nur, durch ein gutes Abonnement gesichert, wird sie imstande sein, ihre Pläne in der vorgesehenen Weise durchzuführen. Doch hat das Homburger Publikum bisher durch freundlichste Anteilnahme sein Zugehörigkeitsgefühl zum Ausdruck gebracht. Und gerade in so schwierigen Zeiten wird den augenblicklichen sollte es die Freude, die ein guter Theaterabend bietet, nicht vorübergehen lassen.

Sturm über Homburg. Gestern nachmittag ging über Homburg ein wolkenbruchartiger Regen, begleitet von orkanartigen Stürmen, nieder. Während des Sturmes wurde in der oberen Promenade vor dem Kaiser-nobau eine mächtige Linde, die, wie man feststellen konnte, am unteren Stamm stark angefaßt war, umgerissen. Der Baum fiel mit Wucht nach der Richtung des Kaiser-nobau-Gebäudes. Lediglich die dort angebrachte Einfriedigung ist stark beschädigt worden, während Menschen glücklicherweise keine zu Schaden kamen. Ein in der Promenade wohnender Bürger hatte gerade die fragliche Stelle passiert, als der Baum zu Fall kam; also nur einem Zufall ist der betreffende Herr einem schlimmen Schicksal entronnen. Nach unserer Meinung sind die alten Bäume in der oberen Promenade — also das Stück von der Kaserne bis zur Kainstraße — derart altersschwach, daß es im Interesse der Sicherheit der Straßenpassanten liegt, daß diese Bäume schnellstens gefällt werden. Wir hoffen, daß die in Frage kommende Behördeinsanz nach dem gestrigen Vorfall zur Ueberzeugung kommt, das alle Baumpflanzen durch die Vgt verschwinden zu lassen. Denn diese Urwelt auch zukünftig der Naturgewalt zu überlassen, könnte der Stadt vielleicht einmal teuer zu stehen kommen.

Tanz in der Wandelhalle. Durch Unterstützung des Kur- und Verkehrsvereins und des Kurhaus-Pächers wird es der Kurverwaltung möglich, die Belzung der Wandelhalle des Kurhauses während des ganzen Winters durchzuführen. Infolgedessen wird den ganzen Winter hindurch an allen Sonn- und Feiertagen nachmittags von 4 bis 6 Uhr Restaurationsbetrieb in der Wandelhalle stattfinden, wozu wie in den vergangenen Jahren die Kurhauskapelle Burkert zum Tanz aufspielt.

Schachklub-Bad Homburg. Ueber den Bogoljubowabend des Homburger Schachklubs haben wir ja bereits eingehend berichtet. Der Klub macht darauf aufmerksam, daß ab Montag das alljährliche Schachturnier (für Kur-Mitglieder) um den Wanderpreis mit Schach-

meisterkittel von Bad Homburg im Vereinslokal „Johannisberg“ (Thomasstraße) ausgetragen wird. Hierzu sind alle Schachfreunde herzlich eingeladen.

Schumann-Theater. Das Schumann-Theater hat sich mit seinem neuen Hause und seinem sensationellen Eröffnungsprogramm die Herzen der Frankfurter erobert. Täglich werden die Schumann-Jazz-Sinfoniker und ihr Dirigent Allan Bjerne mit Belfall überhäufelt, und der vom Tempo erfüllte Varietéteil reizt eine begeisterte Zuschauermenge mit sich fort. Am Sonntag, dem 16. Oktober 11,30 Uhr, findet eine Morgenveranstaltung statt, die als Uraufführung für das ganze Deutsche Reich den Großkonzert vom Frankfurter Sängerkreis „Grüß Gott mit hellem Klang“ zur Ausführung bringt. Unter persönlicher Leitung ihres Dirigenten Herrn Weimar singen außerdem 230 Sänger des Sängervereins Concordia auf der Bühne des Schumann-Theaters. Wir weisen besonders auf diese Morgenveranstaltung hin, die Ihnen für kleine Preise noch einmal das unvergeßliche Erlebnis des Frankfurter Sängerkreises in Erinnerung bringen wird. Vorverkauf für alle Vorstellungen ab 11 Uhr im Schumann-Theater und an den bekannten Vorverkaufsstellen.

Die „Hausfrau der Gegenwart“. Diese große hauswirtschaftliche Ausstellung in der Frankfurter Festhalle ist von Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft reich beschickt worden. Neben Verbänden und Schulen haben über 250 Firmen Stände errichtet. Die Ausstellung gibt ein Bild neuzeitlicher Haushaltsführung und zeigt in ihrer pädagogischen und sozialen Abteilung in fesselnder Weise die hauswirtschaftliche Berufsausbildung und die Tätigkeit der Wohlfahrtsverbände und Frauenvereine. Sonderveranstaltungen wie Preiswettkochen an 20 Herden am Montag, dem 17., und Dienstag, dem 18. Oktober, eine große Modenschau am Mittwoch, Gymnastikvorführungen am Donnerstag usw. ergänzen diese von Frauen für Frauen veranstaltete Ausstellung, die aber den Männern auch manches zu sagen hat. — Die Eintrittskarten zu RM. 0,50 für Erwachsene und RM. 0,25 für Schüler und Kinder berechnen sich zum Besuch aller Sonderveranstaltungen sowie des Ausstellungskinos, in dem u. a. folgende Filme gezeigt werden: „Wenn Vater waschen mußte“, „Das Riesenspielzeug“, „Beim Galmahl der Prominenten“ etc. Auch Homburg ist auf der Ausstellung durch den schönen Stand der „Feinarbeit des Vaterländischen Frauenvereins“ (Nr. 348) vertreten, dem wir einen recht guten Absatz seiner hübschen, preiswerten und praktischen Erzeugnisse wünschen. Die Reichsbahn gibt während der ganzen Dauer der Ausstellung vom 12. — 23. Oktober täglich Sonntagsrückfahrkarten aus, um möglichst vielen Kreisen den Besuch zu ermöglichen.

Vermählte: Hermann Weymar-Paula Weymar, geb. Schiefer, Vermählte, Bad Homburg-Vonn. — Heinz Siegmann-Mia Siegmann, geb. Sahm, Bad Homburg.

Sportnachrichten.

Sportfreunde Oberstedten 1930 —

Arbeiterportverein Nieder-Eichbach.

Morgen, Sonntag, den 16. 10. 32 hat der Spitzenkandidat Sportfreunde Oberstedten 1930 den Arbeiterportverein Nieder-Eichbach zu Gast; das Spiel wird für beide Teile eine harte Aufgabe sein. Freunde und Gönner sind herzlich eingeladen, dem Spiel zuzusehen. Spielbeginn 2 Uhr.

Der 1. F. C. 04 Oberursel morgen in Bonames. Der Club tritt morgen gegen den Tabellen-Ersten an. Das Vorspiel gewann Bonames 1:0. Auf das Abschneiden der Oberurseler ist man diesmal allseits gespannt. Die Erringung eines Punktes würde schon ein Erfolg für den Club bedeuten. Also, mal ordentlich draufgehalten!

Amliche Bekanntmachungen.

Oberursel

Betr. Wasserschäden.

Wasserrohrbrüche, die an einem fortwährenden Nauschen in der Wasserleitung leicht zu erkennen sind, sollen nach Wahrnehmung tunlichst sofort beim Wasserwerk (Tel. Nr. 154), Bauamt (Tel. Nr. 10 u. 18) oder dem Rohrmeister Josef Bommersheim (Tel. Nr. 306) gemeldet werden. Die Meldepflicht besteht nicht nur dann, wenn sich der Bruch innerhalb des Hauses befindet, sondern auch, wenn Defekte an den Zufuhrleitungen wahrgenommen werden. Bei Nichtbefestigung besteht die Gefahr, daß durch das ausströmende Wasser Häuser und sonstiges Bauwerk unterpült werden. Außerdem bedeuten die Wasserverluste, die hierbei entstehen, an und für sich einen großen Schaden und können unter Umständen die Wasserversorgung gefährden.

Oberursel (Zs.), den 8. Oktober 1932.

Der Magistrat.
Sorn

Besuch der gewerblichen Berufsschule.

Nach § 9 der Ortsstatute vom 26. 1. 25 haben die Gewerbeunternehmer jeden von ihnen beschäftigten, im fortbildungsschulpflichtigen Alter stehenden, gewerblichen Arbeiter spätestens am 7. Tage, nachdem sie ihn angenommen haben, zum Eintritt in die gewerbliche Berufsschule bei dem Schulvorstand anzumelden und spätestens am 7. Tage, nachdem sie ihn entlassen haben, wieder abzumelden.

Sie haben die zum Besuche der Berufsschule Verpflichteten so zeitig von der Arbeit zu entlassen, daß sie rechtzeitig und soweit erforderlich, gereinigt und umgekleidet im Unterricht erscheinen können.

Zu widerhandlungen unterliegen der Bestrafung.

Oberursel (Zs.), den 8. Oktober 1932.

Der Magistrat.
Sorn

Betr. Wandergewerbebescheine.

Alle Personen, welche im Laufe des Jahres 1933 einen Gewerbebetrieb im Umherziehen ausüben wollen, werden hierdurch ersucht, ihre Anträge auf Erteilung eines Wandergewerbebescheines alsbald, spätestens bis zum 15. Novbr. d. Jhs., im Rathaus, Zimmer Nr. 2, zu stellen.

Nur bei Innehaltung dieses Termins können die Hausgewerbebetreibenden damit rechnen, daß die von ihnen zu beantragenden Wandergewerbebescheine bis spätestens 1. Januar 1933 zur Einlösung bereit liegen.

Oberursel (Zs.), den 13. Oktober 1932.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde.

Sorn

Aus Oberursel u. Umgebung

— Am morgigen Kirchweihsonntag sind alle Geschäfte in der Stadt von nachmittags 3 bis 6 Uhr geöffnet.

Sonntagsgedanken.

„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert!“ Dieses Heilandswort ist wahr im Bild auf den einzelnen Menschen wie im Bild auf das Leben der Völker und der Menschheit. In das ureigenste Leben des Einzelnen trägt Jesus den Kampf. Gewiß, man kann eine Art Gewohnheitschrift sein. Da wird man von Kampf nicht viel wissen. Aber wer nicht nur einen ererbten Glauben, sondern eine persönlich erworbene Überzeugung hat, der weiß von Kampf zu reden. Von Kampf mit Zweifeln und Fragen, von Kampf mit Einwänden des eigenen Verstandes, die so oft ihre geheimen Quellen tief mitten im Herzen und in allen möglichen Verhältnissen haben! Er weiß von heißen Auseinandersetzungen mit irreligiösen Anschauungen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegenstehen. Gerade heute sind auf diesem Gebiete schwere Kämpfe durchzuführen. Aber, wer Persönlichkeiten will, wer Überzeugung will, wer Wahrheit und Fortschritt höher stellt als Uebelieferung und Bequemlichkeit, der darf auch vor Kampf und Opfern nicht zurückschrecken. Und wahrhaftig tut es not, daß man unserem Geschlecht, das vielfach so oberflächlich ist, nur beherrscht von materiellen Interessen, gerichtet auf die Nutzen des Lebens, geleitet von Schlagwörtern, zuruft: Werdet doch tiefer, grabt und gleitet nicht so über die Fragen hinweg, an Dingen vorbei, die nur Toren leicht nehmen können. — Jesus drückt das Schwert in die Hand gegen das eigene Ich! Er will uns anders haben, als wir sind. Er will, daß wir aus den alten Geleisen herauskommen auf neue Wege. Er will, daß wir brechen mit diesen Gewohnheiten und jenen Neigungen. Er tritt vor den Geldmenschen, er tritt vor den Genüßmenschen, er tritt vor den Sinnmenschen, er tritt vor den Kompromissmenschen, er tritt vor den Jähmenschen — Er, der Ganze, der Reine, der Selbstlose, der Wahre und Gerechte. Er, der Gottesmensch — ist's ein Wunder, wenn sie da unruhig werden? Ist's anders möglich, als daß es da zum Kampfe kommt? Zum Kampfe entweder gegen ihn für das eigene, alte Ich, oder aber unter seiner Fahne gegen das alte Wesen. Niemand wird gekrönt, er kämpft denn recht.

Darum gilt es immer wieder mit neuer Entschlossenheit im Aufsehen auf den Anfänger und Vollender unseres Glaubens mit Geduld zu laufen in den Kampf, der uns vorordnet ist gegen all das, was uns hinunterzieht, was uns befehdet und erniedrigt, was uns unfrei und unfroh macht, was uns von Gott trennt. Wir werden mitten in diesem Kampf einen Frieden kennen lernen, der uns unendlich viel glücklicher macht, als ein Frieden ohne diesen Kampf. Wie muß erst der Friede dessen sein, der siegt!

— **Es blüht von der Korb!** Nun sind wir glücklich am Korbbedeckungstag angekommen, und es scheint jetzt auch in jene höheren Regionen eingedrungen zu sein, wo der Wellergott residiert, daß die „Oberurseler Korb“ vorerlegt und wir Regen und Sturm nicht gebrauchen können. Wir Zellungsmenschen glauben sogar, daß es an der Vorreklame durch die für die Kirchweihnahmen maßgebenden Geschäfte gefehlt hat und man erst durch die Kirchweihartikel in den hiesigen Zellungen dort aber aufmerksam wurde!

— **Wo gehen wir hin?** Ein Blick in den Anzeigenkoffer gibt da die beste Auskunft. Aus der Anzeige der einigen Gastwirte geht hervor, wo gelanzi und was überall geboten wird. Daß es nur das Beste sein kann, ist klar. Gute Kapellen sind engagiert, und Küchen und Keller bieten alles auf, um die Gäste zu befriedigen. Am Kirchweihmontag morgen überall die Frühschoppenkonzerte mit dem nolligen Rummel und dann nachmittags und Abends Fortsetzung vom Sonntag.

— **Im Kaffee und Weinstubenrestaurant Wien.** Albersstraße 5, dem vornehmsten Familienkaffee, ist während der Kirchweihlage großes, erstklassiges Künstlerkonzert unter Leitung des Kapellmeisters Harry Friesedie. Die anerkannt gute Küche, die vorzüglichsten gutgepflegten Weine machen den Aufenthalt dort so recht zu einem familiären Beisammensein. Tanzlustigen ist Gelegenheit geboten, das Tanzbein in ausgiebigster Weise zu schwingen, denn das Tanzen ist vollständig frei, auch wird keinerlei Eintritt erhoben.

— **Seppel Welb** spielt mit seiner Stimmungskapelle am Kirchweihmontagabend im Taunusaal zum Tanz auf. Einer besonderen Empfehlung bedarf es wohl kaum, denn schon sein Name genügt.

— **Silberhochzeit.** Ihre Silberhochzeit begehen morgen, Sonntag, die Eheleute Zimmermann Valentin Arab und Frau, Elise, geb. Sabel. Wir gratulieren.

— **Falschgeld im Umlauf.** In den letzten Tagen laichen hier viele falsche 50 Pfennigscheine, Zwei- und Fünfmarsche auf. Man achte beim Einnehmen darauf, denn, wenn es an eine öffentliche Kasse gelangt, versällt es unbedingt der Beschlagnahme.

— **Die Versammlung der Haus- und Grundbesitzer im „Schwanen“** gestern abend wies einen sehr starken Besuch auf. Einen ausführlichen Bericht darüber finden unsere Leser in einer der nächsten Nummern.

— **Theresia.** Am 15. Oktober, dem Theresientage, feiern Tausende von Mädchen und Frauen das Namensfest ihrer Schutzpatronin, der Heiligen Theresia. Im Volke sind besonders die Abkürzungen „Nelli“, „Neserl“ und „Nell“ beliebt. Die Heilige Theresia stammte aus altkatholischem Adel. Im Alter von 20 Jahren war sie in das Karmeliterkloster ihrer Vaterstadt Wiola eingetreten. Sie hatte sich durch ihre Frömmigkeit derart ausgezeichnet, daß sie daz. ausersehen war, den Orden in seiner ursprünglichen Strenge wieder herzustellen. Von Papst Gregor XV. wurde sie am 12. März 1622 heilig gesprochen. Bildlich war sie dargestellt in der Kleidung der Karmeliternonnen, in der Hand ein brennendes, von einem Pfeile durchbohrtes Herz haltend.

Katholische Gemeinde.
Sonntag, 16. Oktober. (22. Sonntag nach Pfingsten). (Kirchweihfest.) 6.30 Uhr: Frühmesse, hl. Messe nach Meinung. 8 Uhr: Kindergottesdienst, hl. Messe für Anna Marg. Schauer, geb. Kraus. 9.30 Uhr: Feierliches Leitenamt: Amt für Michael und Mathilde Backenstraß. Nach dem Hochamt: Te Deum und Segen. 11 Uhr: hl. Messe für Constantin und Johanna Conradi, geb. Zölle. 12 Uhr: Andacht mit Segen. 8 Uhr abends: Rosenkranzandacht.

Montag, 17. Oktober. 6.30 Uhr: hl. Messe für eine kranke Schwester. 7.15 Uhr: hl. Messe für Georg Müller und Eva Müller, geb. Kessler. 8 Uhr abends: Rosenkranzandacht.
Dienstag, 18. Oktober. 6.30 Uhr: hl. Messe für Hella Hölters. 7.15 Uhr: hl. Messe für Angelus Ruppel. 8 Uhr abends: Rosenkranzandacht.

Mittwoch, 19. Oktober. 6.30 Uhr: hl. Messe für Peter Sehl. 8 Uhr abends: Rosenkranzandacht.
Donnerstag, 20. Oktober. 6.30 Uhr: hl. Messe zu Ehren des hl. Herzens Jesu für die armen Seelen. 6.30 Uhr: im Joh.-Stift hl. Messe zu Ehren des hl. Wendelin. 8 Uhr abends: Rosenkranzandacht.

Freitag, 21. Oktober. (Fest unserer hl. Kirchenpatronen der hl. Ursula und ihrer Gefährtinnen.) 6.30 Uhr: hl. Messe für Ursula Leser und deren verstorbenen Kinder. 8 Uhr: Amt für Sofia Erbes, geb. Homm. 8 Uhr abends: Rosenkranzandacht.

Samstag, 22. Oktober. 6.30 Uhr: hl. Messe zu Ehren der hl. Ursula. 7.15 Uhr: hl. Messe für einen verstorbenen Gatten. 8 Uhr abends: Rosenkranzandacht.

Evang. Gemeinde, Oberursel.

Samstag, den 16. Oktober 1932.

Vormittags 10 Uhr: Gottesdienst.

Abends 8 Uhr: Bibelstunde.



ist und bleibt
unübertroffen!

Jetzt Ölwechsel!

STANDARD

MOTOR OIL

die Marke, zu der die ganze Welt Vertrauen hat!

Extra-Verkauf

für und Teppiche Gardinen

HANSA

FRANKFURT A. M. • ZEIL • TEL. 20606

Landhausgardinen ca. 50 cm breit, guter Gitterstoff, mit Marquise-Volant . . . 10
Elamine 150 cm breit, kräftige Qual., moderne kl. Dessins, weiß u. ecru f. Spangardinen . . . 29
Gardinen-Müll ca. 110 cm breit, feinfäd. Qual. hant gestreift, f. Schlafzimmersgardinen . . . 39
Halb-Store am Stück sol. Oberst. mit Kunstseidenklapp. - Eins. und lang, waschb. Drillfr. M. . . 48
Bügel- o. Wanderdecke ca. 110 x 160 cm, grau mit Kante, weiche Qual. Stück . . . 50
Fertige Stores volle Gr. halbb. Grundstoffe, mit 2 Kissenpolster u. lang. Waschfranse . . . 95
Mod. Dekorationsstoffe 120 cm br., schw. Kunstseid.-Jacq.-Ripse, neue Zeichn. f. Gardinen . . . 95
Fußmatten ca. 35 x 60 cm groß, kräftiger Kokos, gr. Musterauswahl, St. . . 48
Stragula-Auslegeware 200 cm br., d. prakt. Bodenbelag für alle Zwecke qm 1.39 fl. Wahl qm . . . 120
Bouclé-Läufer an festem Rücken, aparte Streifen für Treppe, Flur u. Bettumrandung, 90 cm breit Mtr. 1.90. 67 cm br. Mtr. . . 125
Echtes Druck-Linoleum 200 cm br., Mod. Parkett- u. Perser-Muster, halbb. Qualität, zum Auslegen ganzer Räume . . . 190
Moderne Tischdecken ca. 130 x 160 cm, aus schwerem Kunstseidenripps, an 4 Seit. m. Drillfransen verziert, alle moderne Farben, Stück . . . 295
Elegante Garnituren 1 teilig, a. Müll mit Volant verarb., oc. Jacquard-Rips m. Frans. verz., l. norm. Fenster, pass. Stck. . . 375

Täglich Wochent. 4 6.15 8.30
Sonntags 3 5 7 9

UFA PALAST
Groß-Frankfurt Frankfurt a. M.

Der Ufa-Großfilm der sogar den Besuch von „Kongreß tanzt“ übertrumpft:

Der blonde Traum

Willi Fritsch — Lillian Harvey — Willi Forst
läuft ab Dienstag, 18. Okt. im Ufa-Palast, Groß-Frankfurt

Wochentags 4 6.15 8.30
Sonntags 3 5 7 9

UFA THEATER
„Im Schwan“ An der Hauptwache

Brigitte Helm in

Eine von uns!

mit Gustav Döhl nach dem Roman „Gilgi“ von Irmgard Keun

Um Klarheit zu schaffen, geben wir hiermit bekannt, daß

sämtliche Ufa-Filme

in Erst-Aufführung Frankfurt nur in den Ufa-Theatern laufen

Ufa-Palast Ufa-Theater
Groß-Frankfurt Im Schwan

Zwiebach- u. Reks-Bruch
täglich frisch
Urrabin's
Zwiebachfabrik, Elisabethenstr. 37.

Schöne sonnige 3-Zimmer-Wohnung im 2. St. mit abgechl. Vorplatz u. Mann. v. 1 Nov. 3. verm. 3. etf. Bad, Kuchentisch, Elisabethenstr. 381

Gelblich ohne Blut! In kurzer Zeit 20 Pfd. leichter durch mein einfaches Mittel. — Auskunft kostenlos: Salvina, Hamburg 24, G. 67.

Darlehen an alle Verule, auch Beamte und Tamen v. Selbstgeber, Hypotheken d. Marks, Hannover.

Antell. Herr m. Büro RM. 600. - u. mehr monatl. verd. Aug. an St. Ulrich, Eisenach.

Zur Kirchweih in Oberursel Große Tanz-Belustigung!!

am 16., 17., 19. und 23. Oktober in den Sälen:
Frankfurter Hof * Hotel Schützenhof * Zur Turnhalle
Zum Reichshof * Zur Rose * Cafe Altkönig

am 16., 17. und 23. Oktober in den Sälen:
Zum Tannus * Zum Schwanen * Zum Tannusblick
Cafe Ruppel (Stimmungskonzert) Zum Bären (Humor-Vorträge)

In allen übrigen Lokalfitäten groß. Rummel!

Küchen und Keller bieten das Beste.

Es laden herzlichst ein: Die Gastwirte.

Bruchleidende!
Kommen Sie zu mir, ich
lege Ihnen meine Bandage
an, damit Sie an sich fest-
stellen, daß meine von unten
wirkende, durch 2 Reichs-
Patente geschützte schenkelfreie
Reform-Kugelhaken-Bandage

Ihre Brüche — auch schwere — sicher zurück-
hält! Belotten nach allen Seiten verstell-
bar, selbst höher und tiefer. Ohne Feder.
Gummi oder Schenkelriemen bequem und
unauffällig. Verrätlich begutachtet und emp-
fohlen. Täglich Dankschreiben. Auf Wunsch
zur Probe, evtl. Teilzahl. Bruchleidende,
auch für Kinder, und Blinddarmpatienten
wenden sich kostenfrei: Bad Homburg:
Dienstag, den 18. Oktober, Hotel zur Eisen-
bahn, von 9—12 Uhr, Frankfurt: Montag,
den 17. Oktober, Hotel Nürnberg, 9—6 Uhr,
an den Erfinder und Alleinhersteller Paul
Meißner, Friedbach, Pfalz, Spezial-Ban-
dagenfabrik.

Hühnerhalter
Durch Regierungsbeschluss wird verbilligtes
Hühnerfutter 1. Qualität zum Preise von
10,50 RM pro Zentner abgegeben. Da
dasselbe nur gegen Bezugschein erhält-
lich ist, bitte ich Interessenten, diese Scheine
bei mir auszufüllen. Die Zuzahlung kann
sofort erfolgen.
Jean Kofler, Bad Homburg
Ferd.-Anlage 21. Tel. 2333.

Lohnende Existenz
bietet sich fleißigen, redigewandten
Herren durch Übernahme einer Bezirks-
Vertretung zum Vertrieb altbekannter
und leichtveräußerlicher Artikel, die in
jeder Viehhaltung laufend gebraucht
werden, an Landwirte etc. Große Ab-
satzmöglichkeiten und hohe Provision.
daher gutes Einkommen! Fachkennt-
nisse nicht erforderlich, Einarbeitung
und Propaganda-Unterstützung kosten-
los. Schriftliche Angebote mit genauer
Angabe des bereiften Bezirkes unter
L. B. 85 an die Exped. dieser Zeitung.

gegen Hühneraugen
Dr. Scholl's Zino-Pads mit dem „Duk“ besen-
nen auch die hartnäckigsten Hühneraugen
und Hornhaut radikal. Anheftung und
Trennung, seit 26 Jahren bewährt. Original-
Packung 50 Pf. — Klempnerung
25 Pf. in allen Drogerien und Apotheken.



**Er wird
mit allen fertig!**

Der SIEMENS 55, ein Fünföhren-Ober-
lagerungs-Empfänger mit Bandfiltern,
Klangblende, selbsttätigem Fading-
und Lautstärke-Ausgleich erfüllt die
höchsten Ansprüche.

Preise einschl. Röhren:
Siemens 55WL f. Wechselstrom RM 419,—
Siemens 55GL für Gleichstrom RM 433,—
mit eingebautem elektrodynamischem Lautsprecher

Verkauf durch
Frankfurter Localbahn A.G.
Bad Homburg,
Ausstellung: Ludwigstraße 12.

**Dauer-
brand-Ofen**
Marke Juno, Corn, Rhein-
land, Concordia in grosser
Auswahl vorrätig. Billige
Preise. Auch einige Oefen
unter dem regulären Preis.
Martin Reinach
Eisenhandlung
Bad Homburg
Luisenstr. 18 Telefon 2932

Rm. 150 Monatsdienst.
Objekt 20 Wp. Verkauf direkt an Private.
Jeder ist Käufer. Für Muster zwei Brief-
marken a 12 Wp. einreichen. Friedrich
Wente, Kirchlingern (Westfalen)

Man wünscht sie — und man wartet
auf sie — denn jedes Jahr ist die

**billige
Mantel-
Woche**

bei Obernzenner die beste Kaufgelegen-
heit für den modischen Qualitäts-
Mantel. Was wir diesmal Neues
leisten, ist ganz hervorragend.

Mädchen-Mäntel In englischer Art Größe 60 12,75	6⁹⁰
Damen-Mäntel In toller Sportform, ganz auf Kunstseide gefüttert	15⁷⁵
Damen-Mäntel aus prima Marengo-Diagonal, ganz auf Kunstseide gefüttert	19⁷⁵
Damen-Mäntel aus reinwollenem Velour long, mit fecher Pelzkrawatte wie Bild	25⁷⁵
Frauen-Mäntel aus eleg. Marengo-Diagonal mit effektvollem Pelzkragen, ganz auf Maroc gefüttert	39⁷⁵
Eleganteste Mäntel In Bouclé und Crew mit großen Pelzkragen in Persianer-Krause etc., ganz auf Maroc gefüttert	49⁷⁵

Auch die Dame, die eine Spezialgröße braucht,
wird bei uns vollkommen zufriedenstellend bedient.

Obernzenner
Das große Spezial-Kaufhaus
Frankfurt a. M., Zeil 71-81

Café und Weinrestaurant WIEN
Das vornehmste Familienlokal
Oberursel, Alberusstraße 5 Telefon 49

Während der Kirchweihstage:
Großes erstkl. Künstler-Konzert
unter Leitung von Kapellmeister Harry Trifede.
Eintritt und Tanzen frei!
Bekannt für vorzügliche Küche und gutgepf. natur. Weine.

Ein Inserat in unserer Zeitung,
Es findet weiteste Verbreitung!

Brennholz aller Art
Bündelholz, rynn. Baumplähle.
Holzhandlung Weber, Oberursel
Hohemarkstraße

Klavier-Unterricht
erteilt zu mäßigen
Preisen konservator.
gebildeter Klavierlehr.
m. staatl. Erlaubnis.
W. Hohmann, Bad
Homburg-Riedorf,
Biesenbornstraße 3.

Hunde
abzugeben
Frankfurt
Weferst. 24

**Schön möbl.
Zimmer**
oder hellen Raum
zum Unterstellen von
Möbeln zu vermieten
Näheres in der Ge-
schäftsstelle d. Zeitg.
538 d. H. Woffe, Hfm.

**Bei Aluminium ist's von Nutzen,
die Sachen trocken stets zu putzen!**

Nach dem Putzen mit
einem trockenen wei-
chen Tuch nachreiben!

Zum Putzen und Scheuern nur

ATA

Nehmen Sie zum Aufwaschen, Spülen und Reinigen Henkel's

Bad Somburger Neueste Nachrichten

Beilage zu Nr. 243 vom 15. Oktober 1932

Gedenktage. 15. Oktober.

o. v. Chr. Der römische Publius V. Maro wird
in Andes bei Mantua.
1582 Einführung des Gregorianischen Kalenders.
1804 Der Kaiser Wilhelm von Kaulbach in Krossen geboren.
1844 Der Philosoph Friedrich Nietzsche in Röcken bei Lützen
geboren.
Sonnenaufgang 6,23 Sonnenuntergang 17,08
Mondaufgang 17,00 Monduntergang 7,26

16. Oktober.

1456 Gründung der Universität Greifswald.
1726 Der Kaiser Daniel Chodowiecki in Danzig geboren.
1813 Völkerschlacht bei Leipzig: Kämpfe bei Wachau, Möst-
tern und Lindenau.
1815 Landung Napoleons I. auf St. Helena.
1827 Der Kaiser Arnold Böcklin in Basel geboren.
1856 Der Dichter Oscar Wilde in Dublin geboren.
Sonnenaufgang 6,25 Sonnenuntergang 17,06
Mondaufgang 17,16 Monduntergang 8,39

Der Wahlkampf setzt ein.

In drei Wochen muß das deutsche Volk wiederum „zur Wahlurne schreiten“, wie es so bildhaft und feierlich heißt, um einen neuen Reichstag zu wählen. Nachdem in den letzten Wochen bereits kleinere Vorgeschichte geliefert worden waren, bei denen es allerdings zum Teil recht heiß und bewegt zugeht, setzt nun der Hauptkampf ein und wird sich bis zu den letzten Tagen zu einem Großkampf mit allen Mitteln der Volksbeeinflussung und -werbung entwickeln. Daß im Hinblick auf die Pläne der Reichsregierung, eine gründliche und wohl auch grundsätzliche Reform der Verfassung durchzuführen, der Wahl des 6. November eine weit über das übliche Maß hinausgehende Bedeutung zukommt, wird allmählich und besonders jetzt nach der Münchener Rede des Kanzlers immer mehr erkannt. Man muß daher mit heißen und heftigen Auseinandersetzungen in diesem Wahlkampf rechnen.

Bei den Nationalsozialisten — um mit der größten Partei zu beginnen — ist vor allem Hitler selbst wieder eingeleitet, und er hat eine Werbefahrt, die ihn wieder durch ganz Deutschland führen wird, bereits mit Reden in Schwaben und Franken begonnen. Zuletzt sprach er in Nürnberg und Gunglshausen, wo er scharfe Kritik am Papen'schen Wirtschaftsprogramm übte und erläuterte, warum er am 13. August das Angebot des Vizekanzlerspostens ablehnte. Er habe sich zu gut dafür gehalten, im Kabinett Papen eine „Karlitätsfigur“ darzustellen. Die nächste Aufgabe des Nationalsozialismus sei, die Regierung Papen zu stürzen. Fernziel der Bewegung sei: ein Volk, ein Reich. — In Rostock bezeichnete Dr. Goebbels es als einen verhängnisvollen Irrtum, die nationalsozialistische Bewegung als eine Verlängerung des Vortriebsabsolutismus zu betrachten. Der Nationalsozialismus vertrete nicht die Bevorzugung einer Kaste, er gehe vielmehr das ganze Volk an. Weil die nationalsozialistische Bewegung die Verantwortung für 14 Millionen Deutsche trage, könne sie nicht mit dem Posten des Vizekanzlers zufrieden sein. Diejenigen, die heute verstanden, die Bewegung um die Früchte ihrer Arbeit zu bringen, seien Schritt-macher des Volksweltismus. Das Volk werde auch in der nächsten Zukunft an Hitler glauben. — In einer geschlossenen Versammlung in München sprach der Leiter der Reichswirtschaftsabteilung der Nationalsozialisten, Gottfried Feder, über das Papen'sche Wirtschaftsprogramm. Der Redner bezeichnete die Äußerungen des Reichskanzlers in seiner Rede in Münster, daß 2,2 Milliarden für die Hebung der deutschen Wirtschaft begeben würden, als eine Irreführung der Deutschen öffentlichen Meinung, denn es müßten alle Steuern zunächst gezahlt sein, ehe die Steuergutschriften in Wirkung treten würden. Heute scheide aber wohl die ganze zahlungsunfähige Landwirtschaft und der Mittelstand aus. In dem Papen-Plan sei von einer Steigerung der Kaufkraft der deutschen Arbeiterschaft, dem springenden Punkt der Wirtschaftsbesserung, keine Rede. Der Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern werde nie in den Tauen der Revolution wieder aufleben. In sel-

ner endgültigen Auswirkung bedeute der Plan einen noch einmaligen Versuch der Bankenfinanzierung. Feder gab sodann eine kurze Zusammenfassung des Arbeitsbeschaffungsprogramms der NSDAP.

Der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei hat einen Aufruf erlassen, in dem eingangs zu der Rede des Reichskanzlers Stellung genommen wird. Gegen die Pläne der Regierung der Barone stelle sich die Sozialdemokratie zur Verteidigung und zum Gegenangriff. Der Aufruf fordert die „Enteignung der staatsfeindlichen Dynastien“ und des Großgrundbesitzes, die Verstaatlichung der Banken und der Schlüsselindustrien. Die Nationalsozialisten hätten der sozialen Reaktion in den Sattel geholfen, ihr jahrelanger Kampf gegen die Republik habe der Reaktion den Weg zur Macht geebnet. Die Kommunisten hätten statt Schulter an Schulter mit der Sozialdemokratie für die Rechte des arbeitenden Volkes einzutreten, in zahllosen Parlamentsabstimmungen und beim Volksentscheid am 9. August 1931 gemeinsam mit den Nationalsozialisten und Deutschnationalen den Kampf gegen die demokratische Republik geführt. Jetzt ernteten sie, was sie gesät hätten. Wer die demokratische Republik, das gleiche Wahlrecht und das parlamentarische System jahrelang mit Hohn und Haß bekämpft habe, der könne sie heute nicht gegen die Barone verteidigen. Zum Schluß heißt es: „Es geht um alles! Für den mit der Baronswirtschaft! Kampf der Reaktion und ihren Staatsfeindgeheiß! Vorwärts am 6. November für Demokratie und Sozialismus mit der Eisernen Front unter den Fahnen der Sozialdemokratie! Freiheit!“

Der Sohn des ersten Reichspräsidenten, Reichstagsabgeordneter Fritz Ebert, sprach in Nürnberg vor Jung-
Reichsbannerleuten über die Tagesfragen und den kommenden Wahlkampf. Der vielfach aufgetauchte Vorwurf, die deutsche Sozialdemokratie habe sich schlapp gezeigt, sei der unberechtigte gegen die Partei, denn sie habe die Verantwortung übernommen, als das Deutsche Reich zuammenzubringen drohte. — Zur Münchener Rede von Papen sprach Ebert sehr scharfe Worte der Ablehnung. Auf einen Juchz: „Das hat Euer Hindenburg gewacht!“ replizierte der Redner, daß, wenn die SPD. damals anders gehandelt hätte, heute Hitler der Diktator wäre.

Der Wahlkampfzug der Deutschnationalen wird mit Hugenberg an der Spitze geführt, und früher als der anderer Parteien hat er schon begonnen. Es fanden bereits eine Reihe deutschnationaler Versammlungen statt, bei denen es zum Teil zu den bekannten Störungsversuchen durch die Nationalsozialisten gekommen war. Die Frontstellung der Deutschnationalen ist heute eine andere als bei den früheren Wahlen; die Hauptkraft, so hat es den Anschein, wird gegen die Nationalsozialisten konzentriert. In einer Wahlversammlung in Stendal führte Hugenberg aus: „Wenn wir Deutschnationalen den neuen Kurs, der mit der Regierung Papen eingeleitet wurde, bewußt unterstützen, dann tun wir das, weil wir uns bei der Frage, ob wir den Staat oder die Partei wollen, für den Staat entscheiden. Wir sind nicht Gegner des Parlaments an sich, das als Kontrollorgan der Regierung eine große Bedeutung haben kann. Wir sind Gegner des Parlaments als Regierungsorgan. Wir sind auch nicht Gegner der Parteien an sich, sondern nur Gegner der im Parlamentarismus von Weimar begründeten Parteiherrschaft. Mehrheitsentscheidungen in Schlachtfeldern des Volkes sind immer Feigheitsentscheidungen gewesen. Das war in Deutschland anlässlich der Friedensresolution von 1917 so, es war so bei der Abstimmung über den Versailler Vertrag, über den Dawesvertrag, über den Youngplan. Wichtige Entscheidungen sind in Deutschland meist nur gegen Parlamentsmehrheiten erzwungen worden. Der Regierung rufen wir die ernste Mahnung zu, daß sie sich in ihrer Ausräumungsarbeit, die Voraussetzung für jeden Wiederaufbau ist, nicht durch das Geschrei derer, die davon betroffen sind, Vor allem darf die Regierung nicht vor den Führern des Zentrums Halt machen. Die Amtsenthebung der Braun und Severing und die Beseitigung des schwarzroten Systems als „Reaktion“ zu brandmarken, entspricht parteipolitisch Demagogie. Was hier geschah, ist kein Rückschritt, sondern eine notwendige Tat gegenüber einem rückwärtigen, längst überlebten System.“

Unsere Leser werden verstehen, daß wir nicht über alle größeren Wahlversammlungen im Reich einzeln berichten können. Wir werden die wichtigsten Rundgebungen der verschiedenen Parteien kurz verzeichnen und uns bemühen, von Zeit zu Zeit einen unparteiischen Überblick zu geben. Im übrigen hoffen wir, daß wir in diesem Wahlkampf nichts über blutige oder gar tödliche Zusammenstöße zu berichten brauchen. Daß der Feldzug mit den Waffen des Geistes geführt werde, das sei unser Wunsch.

Ohne Umsatz/Kein Gewinn!

Die Dauer des Reichskommissariats.

„Bis zur Bildung einer handlungsfähigen Regierung.“

Leipzig, 14. Oktober.

Im Prozeß vor dem Staatsgerichtshof gab Ministerialdirektor Dr. Gottheiner namens der Reichsregierung auf die vom Vorsitzenden gestellten Fragen über die Dauer der kommissarischen Regierung in Preußen und die eventuell einzuleitenden oder bereits eingeleiteten Schritte folgende Erklärung ab:

„Die Reichsregierung wünscht ein möglichst rasches Zustandekommen einer handlungsfähigen preußischen Staatsregierung, um das Reichskommissariat dann aufheben zu können. Im preußischen Landtag muß eine Mehrheit sich finden, die die Bildung einer handlungsfähigen Regierung ermöglicht. Der Herr Reichskommissar wird wie bisher auf diese Regierungsbildung hinarbeiten. Die einzelnen Maßnahmen nach dieser Richtung hängen von der Entwicklung der politischen Lage insbesondere nach der Reichstagswahl ab. Sie lassen sich im einzelnen heute von niemanden klar übersehen.“

Professor Rawlaff, der Vertreter der bayerischen Regierung erklärte im Verlauf der Verhandlung u. a.: Es handelt sich bei unserer Klage nicht um bayerische Spezialgefühle, sondern um das Rechtsgefühl an sich. Deshalb kämpft Bayern mit den Preußen. Kann der vorübergehend eingeleitete Reichskommissar Dauermaßnahmen treffen, so kann er auch den Staatsgerichtshof dauernd aufheben. Der Kugelhieb kann also auch einmal den Staatsgerichtshof treffen.

2,5 Prozent Kartoffelmehl-Verwendungszwang

Berlin, 14. Okt. Mit Rücksicht auf die gute Kartoffelernte hat der Reichsernährungsminister durch eine Verordnung den Hundertteil des ab 16. Oktober 1932 für ein Jahr zu verwendenden Kartoffelmehles auf 2,5 v. H. der in den Betrieben verwendeten Mehlerzeugnisse des Weizens und Roggens festgesetzt. Die Strafvorschriften für Zuwiderhandlungen gegen die Verordnung sind verschärft worden.

Kontingente und Währung.

Ein Brief des Reichsbankdirektoriums.

Berlin, 15. Oktober.

Das Direktorium der Reichsbank hat an die Reichsregierung ein Schreiben gerichtet, das, wie die „Deutsche Tageszeitung“ wissen will, den Hinweis enthält, daß es bei Durchführung der Kontingentierungspolitik nicht die Gewähr für die Aufrechterhaltung der Währung übernehmen könnte. Das Reichskabinett beschloß sich in seiner Freitagssitzung u. a. auch mit diesem Schreiben, über dessen Inhalt keine Auskunft gegen werden wird, da es sich um einen internen Briefwechsel handele. Das eine könne aber festgestellt werden, daß eine Gefährdung der Währung nicht behauptet worden sei und auch nicht vorliege.

Preußenkasse geht aufs Reich über.

Das Reichskabinett beschäftigte sich weiter mit der Umwandlung der Preußenkasse in eine deutsche Zentralgenossenschaftskasse. Dies soll durch eine Verordnung des Reichspräsidenten geschehen, durch die die Reichsregierung zur Ausgabe von Schatzanweisungen für das neue Institut ermächtigt wird.

Mit diesen Reichswechseln wird das neue Institut endgültig auf das Reich übergehen. Gleichzeitig soll eine Neuordnung der Arbeitsweise des Instituts durch verantwortliche Einhaltung der landwirtschaftlichen und genossenschaftlichen Selbstverwaltungskörper und der Länder erfolgen.

Grundräßliche Beschlüsse hat das Kabinett über die Erhöhung der sozialen Leistungen in der Arbeitslosenversicherung gefaßt. Vor allem will man die sozialen Leistungen bei einigen Lohnklassen der Arbeitslosenunterstützung und bei gewissen Renten erhöhen. Dagegen wird die Krisen- und die Wohlfahrtsfürsorge nicht erhöht werden.

Der Absatz der Weinernie.

Zinsverbilligung und Lagerkostenzuschuß.

Berlin, 15. Oktober.

Entsprechend seiner Ankündigung hat der Reichsernährungsminister die Grundzüge für eine Förderung der diesjährigen Weinernie herausgegeben. Darnach wird für die schnellere Aufnahme der diesjährigen Weinernie durch den Weinhandel eine Zinsverbilligung durchgeführt.

Es ist auf besonderen Wunsch der Beteiligten, jeder Weinhandelsfirma, die mittlere Kredit für 4000 Mark



Wo man hinkommt,
trifft man „Saba“

Selten wurde eine Cigarette
so allgemein geschätzt wie „Saba ohne“.
Das ist nur allzu erklärlich;
denn selten wurde dem Raucher
eine Cigarette geboten, die in
Qualität, Format und Preis
so unerreicht ist.



Weintrauben, Most oder Wein der Ernte 1932 aufkauf. Die Möglichkeit zugesprochen worden, die Zinsverbilligung für aufgenommene Kredite zu beanspruchen. Das Ministerium hat für diesen Zweck eine Summe von 450 000 Mark bereitgestellt.

Im vorigen Jahr war auch für die Winzer Genossenschaften eine gleichartige Zinsverbilligungsaktion in die Wege geleitet. Die Genossenschaften haben jedoch nur zu einem sehr geringen Teil davon Gebrauch machen können. Infolgedessen ist in diesem Jahre anstelle der Zinsverbilligung den Genossenschaften für die Einlagerung von Mosten und Weinen der diesjährigen Ernte ein Lagerkostenzuschuß zugewilligt worden.

Durch den Zuschuß werden sie in die Lage versetzt werden, wiederum in größerem Umfang einzulagern. Nach überschlägigen Berechnungen wird mit einer Einlagerung von 20 000 Fudern gerechnet. Hierfür wurde ein Betrag von 200 000 Mark zur Verfügung gestellt.

Bei der fortwährenden Notlage des deutschen Winzerstandes wurden die diesjährigen fälligen Zinsen aus dem Winkerkredit, soweit sie an das Reich abzuführen sind, den Kreditnehmern erlassen und die am 15. November fällige erste Rückzahlungsraten auf die Kredite sowie die folgenden Rückzahlungsraten um je ein Jahr gestundet.

Messing statt Gold.

Schwerer Betrug durch angeblich russische Offiziere

Basel, 14. Oktober.

Ein in der Schweiz wohnender Kaufmann hatte durch Vermittlung zweier angeblich russische Schiffsoffiziere kennen gelernt, die für 20 000 Schweizer Franken ungemünztes Gold zum Kauf anboten. Der Kaufmann ging mit den beiden Russen, die das Gold in einem Kofferchen bei sich trugen, in ein Pfandleihhaus und in eine Juwelierhandlung, um dort die Ware prüfen zu lassen. In beiden Fällen wurde ihm gesagt, daß es sich um reines Gold von 24 Karat handele.

Der Kaufmann zahlte für das Gold 11 300 Schweizer Franken in bar und gab eine mit 96 kleinen Brillanten besetzte Platinarmbanduhr, ein Paar weißgoldene Ohrringe mit Diamanten sowie verschiedene andere Platin- und Weißgoldschmuckstücke mit Brillanten im ungefähren Werte von 12 000 Schweizer Franken als Pfand. Die angeblichen Offiziere veräußerten dann das Kofferchen mit einem gleichartigen, das aber nur Messingplatten enthielt.

Auch in Hessen Schlachtsteuer.

Im Finanzausschuß des hessischen Landtages teilte die Regierung mit, daß sie die Einführung der Schlachtsteuer beabsichtigt. Finanzminister Albrecht begründete die Maßnahme damit, daß diese Steuer bereits in fast allen Ländern eingeführt wäre und gerade deshalb wäre die Regierung in einer Zwangslage, zur Deckung des durch den Minderertrag bei den Reichssteuerüberweisungen entstehenden Ausfalls im Staatsvoranschlag auch die Schlachtsteuer heranzuziehen.

Sie habe bisher immer noch Bedenken getragen, diese Steuer einzuführen, weil sie gehofft habe, daß in Verhandlungen der Länder mit der Reichsregierung sich ein anderer Weg für die Deckung dieses Fehlbetrages finden werde. Diese Hoffnung könne aber nicht mehr bestehen, weil das Reich in seinen Entschlüssen auf die wenigen kleinen Länder, die bis jetzt noch von dieser Steuer abgesehen haben, keine Rücksicht nehmen könne. Die Frage, ob die Hauschlachtung der Steuer entzogen werden solle, sei noch nicht endgültig geklärt. Es entstehe dadurch nicht nur ein erheblicher Ausfall, sondern es bestehe auch die Gefahr, daß diese Befreiung zu Schwarzschlachtungen ausgenutzt werde. Trotzdem werde die Regierung versuchen, einen Weg zu finden, der den Wünschen des Finanzausschusses Rechnung trage.

Der Finanzausschuß beschloß einstimmig, die Regierung zu ersuchen, die Schlachtsteuer in Hessen nicht einzuführen. Falls jedoch die Regierung die Steuer durch Notverordnung in Kraft setzen müßte, sei die Hauschlachtung von der Schlachtsteuer zu befreien.

Segelschiff im Rebel gesunken.

Sechs Mann der Besatzung ertrunken.

Stockholm, 14. Okt. Der in Helsingfors beheimatete schwedische Dampfer „Besuvius“ kollidierte im südlichen Teil des finnischen Meerbusens im dichten Nebel mit dem estnischen Segelschiff „Emille“, das fast unmittelbar darauf sank. Von der Besatzung des Segelschiffes konnte nur der Kapitän und der Bootsmaat gerettet werden, die übrigen sechs Besatzungsmitglieder ertranken.

Dortens Schweigegelder.

Frankreich zahlte 75 000 Goldmark für die Geheimhaltung der Dokumente.

Frankfurt a. M., 14. Oktober.

Der Verteidigungsprozeß Schmitz-Boettner nimmt unter steigendem Publikumsandrang seinen Fortgang. Der Frankfurter Landgerichtsdirektor Servatius schildert den Kläger Schmitz als einen Mann von lauterer patriotischer Gesinnung. Er sei allerdings leichtgläubig und von einer gewissen Naivität in politischen Dingen. Der Wiesbadener Rechtsanwalt Dr. Boeder hat zahlreiche Gespräche mit Dorten geführt und will von ihm erfahren haben, daß Schmitz am Tage der Proklamation in Grad und Zylinder Dorten gratuliert habe.

Der Zeuge Dr. Rüdiger von der Goltz schildert, daß er zu Boettner keine Beziehungen mehr hatte, als die „Separatistenliste“ veröffentlicht wurde. Dagegen habe er später einmal, als ihn Boettner hierum ausdrücklich gebeten habe, an eine Universität in Kalifornien geschrieben, die angeblich Dortensche Dokumente über die Separatistenvorgänge in Besitz haben soll. Die Universität gab einen abschlägigen Bescheid.

Rechtsanwalt Dr. Lehr erklärte, daß Dorten für die Geheimhaltung dieser Dokumente von der französischen Regierung 75 000 Goldmark erhalten habe und daß ohne seine Zustimmung eine Publikation nicht erfolgen dürfe.

Hummels Rolle als Daubmann.

Hat Hummel in der Fremdenlegion gedient?

Endingen, 14. Oktober.

Der Fall Hummel-Daubmann ist immer noch nicht in allen Einzelheiten geklärt. Recht merkwürdig verlief die Gegenüberstellung Hummels mit dem ehemaligen Fremdenlegionär Krüger aus Essen. Krüger gab an, daß er im Jahre 1921 Fremdenlegionär in Ain-Sefra in Südalgier gewesen sei, dort in einem Gefangenentransport Hummel gesehen haben will. Hummel sei zu einer Strafkolonie transportiert worden. Als man Krüger im Essener Polizeipräsidium Photographien des angeblichen Daubmann vorlegte, hat er Hummel erkennen zu können geglaubt und bei der Gegenüberstellung in Endingen hat er Hummel als Bekannten aus Afrika bezeichnet.

Da Hummel nun einen Schnurrbart trägt, den er damals nicht trug, sind ihm doch Zweifel gekommen, und er hatte deshalb nach einer Narbe unter dem Brustbein gefragt, die er damals bei ihm gesehen haben will. Tatsächlich ist bei Hummel eine derartige Narbe festgestellt worden. Krüger hat dann bei der Gegenüberstellung die Angaben Hummels über seine Flucht in Algerien, die Hummel so selbst als erfunden eingestanden hat, auf Grund seiner Lokalkenntnisse sofort als unrichtig nachweisen können, aber seine Angabe, Hummel 1921 als Strafgefangener der Fremdenlegion gesehen zu haben, und zwar, wie er sagt, unter dem Namen Daubmann, sind doch recht interessant. Man weiß nicht, wo Hummel in dieser Zeit gewesen ist.

Ein tapferer Soldat.

Wie eine Schwester des Hummel, die in Basel wohnt erzählt, war Hummel als Junge schwer erziehbar und wurde deshalb in die Erziehungsanstalt Flehingen gegeben. Als 1912 in Basel seine Mutter starb, durfte er nicht nach Hause kommen. Bei Kriegsausbruch meldete sich Hummel als Sechzehnjähriger in den Kriegsdienst, sein Vater gab jedoch die Erlaubnis hierzu nicht.

Hummel kam erst mit 17 Jahren in den Krieg. Hier zeichnete er sich wiederholt durch kühne Nachpatrouillen aus und wurde mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse ausgezeichnet.

Eine Zeitlang weilte er infolge einer Verwundung und Gasvergiftung in einem Lazarett in Duisburg. In Freiburg schon hat Hummel eine fällige Rolle gespielt. Dort zog er die Uniform eines gefallenen Feldwebels an und spazierte durch die Straßen der Stadt. Als ihn ein Kamerad nicht grüßte, stellte er ihn zur Rede und gab ihm eine Ohrfeige. Der Geschlagene bemerkte jedoch den Schwimbel und zeigte ihn an, Hummel kam aber mit einer gelinden Strafe infolge seiner Auszeichnungen an der Front davon.

Ein undankbarer „Sohn“.

Das Strafverfahren gegen Hummel soll mit größter Beschleunigung durchgeführt werden. Die Gerichte, daß Hummel in Endingen Helfershelfer gehabt habe, sind unbedingt in das Reich der Fabel zu verweisen. Es kann nach dem bisherigen Stand der Vernehmungen als sicher angesehen werden, daß Hummel lediglich die Absicht hatte, kostenfrei nach Deutschland zurückgeführt zu werden. Er hat sich dann einer von ihm nicht vorhergesehenen Lage gegenüber befunden, die ihn schließlich in seine Rolle hineinbrachte.

Die Eltern Oskar Daubmanns haben für ihren vermeintlichen Sohn erhebliche Geldeinsparungen gemacht, ohne daß Hummel ihnen diese durch die ihm reichlich zurfließenden Mittel ersah. Sie haben bereits die Barschaft und das Spartasenguthaben von Hummel beschlagnahmen lassen.

Warum Hummel nicht erkannt wurde.

Wie die in Alt-Offenburg lebende Frau Hummel einem Besucher erzählte, hat ihr Mann ständig eine Brille getragen, während der jetzt angeblich aus der Gefangenschaft zurückgekehrte und vom Fürst Friedrich von Hohenzollern noch am 30. August mit der Verdienstmedaille mit Schwertern ausgezeichnete Daubmann stets ohne Brille gewesen wäre. Ohne Brille hätte ihr Mann ein völlig verändertes Aussehen gehabt. Selbst ein früherer Kunde von ihm hätte auf einer Tagung ehemaliger Kriegsgefangener mit dem angeblichen Daubmann gesprochen, ohne in ihm den Schmel der Hummel zu erkennen.

Rundfunkprogramm.

Frankfurt a. M. und Rassel (Schweiz).

Jeden Werktag wiederkehrende Programm-Nummern: 6 Wettermeldung, anschließend Gymnastik I; 6.30 Gymnastik II; 7 Wetterbericht, Nachrichten; 7.05 Konzert; 8 Wasserstands-meldungen; 11.45 Zeit, Wirtschaftsmeldungen; 12 Konzert; 13.15 Nachrichten; 13.30 Konzert; 14 Nachrichten; 14.10 Werbelkonzert; 15 Giehrer Wetterbericht; 15.10, 16.50, 18.15, 19.15, 22.20 3. it, Nachrichten, Wetter; 17 Konzert.

Sonntag, 16. Oktober: 6.15 Sinfoniekonzert; 8.15 Rats Morgenfeier; 9.15 Stunde des Chorgesangs; 10.30 Einführungsvortrag zu Tristan und Isolde; 12 Konzert; 13 Konzert; 14 Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden; 14.15 Stunde der Jugend; 15.15 Stunde des Landes; 16 Konzert; 18 Weltfluglinien Asien und Afrika, Vortrag; 18.25 Dreißig bunte Minuten; 18.55 Gedichte und ihre Wirkung, Rundfrage; 19.20 Sonderwetterdienst für die Landwirtschaft, anschließend Sport; 19.30 Schicksale in dieser Zeit; 20 Deutscher Opernabend; 22.20 Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport; 22.45 Nachtmusik.

Montag, 17. Oktober: 18.25 Deutsche Landschaftsmusik — von Cranach bis Thoma, Vortrag; 18.50 Englisch; 19.30 Konzert; 20.30 Kammermusik; 21 Das Wunderbare, Hör-folge; 22 Deutschland und der Südosten, Vortrag; 22.45 Nachtkonzert.

Dienstag, 18. Oktober: 15.20 Hausfrauennachmittag; 18.25 Die Rationalisierungsbewegung im Handwerk, Vortrag; 18.50 Die Lage der Landwirtschaft, Zwiesgespräch; 19.30 Konzert; 20.30 Altfantastische Originale; 20.55 Tristan und Isolde, dritter Aufzug; 22.05 In der Werkstatt des Orgelbauers, Hörbericht; 22.45 Nachtmusik.

Mittwoch, 19. Oktober: 10.10 Schulfunk; 15.15 Jugendstunde; 18.25 Stunde der Arbeit; 18.50 Zeit, Wetter, Wirtschaftsmeldungen; 19.05 Hundert Zithern; 19.40 Konzert; 20.30 Die Föhre, Hörspielmonolog; 22.45 Runder Abend; 22.40 Nachtmusik.

Donnerstag, 20. Oktober: 18.25 Schulfunk; 18.50 zum Notprogramm der Reichsregierung, Vortrag; 19.20 Nachrichten aus Kunst und Wissenschaft; 19.30 Die Nachtgall, Andersen Märchen; 20 Kepler, Drama; 21 Konzert; 22.45 Kunststille.

Freitag, 21. Oktober: 18.25 Erziehung zur Qualitätsarbeit, Vortrag; 18.50 Vortragsvortrag; 19.20 Trainingsarbeit der Kunstturner, Hörbericht; 19.30 Ein möblierter Herr lagel sein Leib; 20.05 Symphoniekonzert; 22.45 Nachtkonzert.

Sonntag, 22. Oktober: 10.10 Schulfunk; 15.30 Jugendstunde; 18.25 Persönlichkeit und Wirtschaft, Vortrag; 18.50 Industrie und Landwirtschaft, Vortrag; 19.30 Chopin, Klaviermusik; 20 Bayerischer Abend; 22.45 Nachtmusik.

Spielplan der Städtischen Bühnen Frankfurt

Opernhaus:

Sonntag, 16. Oktober, 19 Uhr: „Der Rosenkavalier“.
Dienstag, 18. Oktober, 19.30 Uhr: „Otello“.
Mittwoch, 19. Oktober, 19.30 Uhr: „Der Freischütz“.
Donnerstag, 20. Oktober, 19.30 Uhr: „Margarithe“.
Freitag, 21. Oktober, 20 Uhr: „Halsaff“.
Samstag, 22. Oktober, 20 Uhr: „Der Troubadour“.
Sonntag, 23. Oktober, 11 und 20 Uhr: „Die Entführung aus dem Serail“.
Montag, 24. Oktober, 20 Uhr: „Magoletto“.

Schauspielhaus:

Sonntag, 16. Oktober, 20 Uhr: „Florian Geher“.
Montag, 17. Oktober, 20 Uhr: „Florian Geher“.
Dienstag, 18. Oktober, 20 Uhr: „Des Fels Schatten“.
Mittwoch, 19. Oktober, 20 Uhr: „Iphigenie auf Tauris“.
Donnerstag, 20. Oktober, 20 Uhr: „Florian Geher“.
Freitag, 21. Oktober, 20 Uhr: „Florian Geher“.
Samstag, 22. Oktober, 20 Uhr: „Florian Geher“.
Sonntag, 23. Oktober, 20 Uhr: „Des Fels Schatten“.
Montag, 24. Oktober, 20 Uhr: „Florian Geher“.

Bad Homburger kirchliche Nachrichten.

Gottesdienste in der evangelischen Erlöserkirche.

Am 21. Sonntag nach Trinitatis, dem 16. Oktober.
Vormittags 9.40 Uhr: Dekan Dolzhausen (Eph. 6, 10—17).
Vormittags 11 Uhr, Kindergottesdienst: Dekan Dolzhausen.
Nachm. 5.30 Uhr: Kandidat Kammann.
Am Donnerstag, dem 20. Oktober 1932, abends 8.10 Uhr, Bibelstunde, Dekan Dolzhausen.

Gottesdienst in der evangel. Gedächtniskirche.

Am 21. Sonntag nach Trinitatis, dem 16. Oktober.
Vormittags 9.40 Uhr: Pfarrer Hülstrug.

Evangelischer Vereinskalender.

Evangelischer Jugendbund, Obergasse 7.
Sonntag nachm. 4.30 Bibelstunde.
Donnerstagabend 8 Uhr Bibl. und Singstunde.

Kirchlicher Jungfrauenverein in der Kleinfinderschule, Rathausgasse 11.
Versammlung jeden Dienstagabend 8 Uhr.

Gemischter Chor der Erlöserkirche.

Übungsstunden: Dienstag, den 18., für Sopran und Bass, Mittwoch, den 19., für Tenor und Alt, Freitag, den 20. Oktober, für den Gesamtchor.

Christliche Versammlung, Elisabethenstraße 19a

Sonntag, vormittags 11 Uhr: Sonntagsschule; abends 8.15 Uhr: Vortrag. Donnerstag, abends 8.30 Uhr: Bibel- und Gebetsstunde. Jedermann ist herzlich eingeladen.

Vereinigung der Christlichen Wissenschaftler.

Fürsten-Empfangs-Pavillon am Bahnhof.
Gottesdienste: Sonntags, 8 Uhr abends.

Christlicher Verein junger Männer, Homburg v. d. S.
Wochenordnung für die Zeit vom 16. 10. — 22. 10. 1932.

Dienstag, abends 8.30 Uhr, Bibelstunde.
Donnerstag, abends 9 Uhr, Vortragsabend.
Freitag, abends 8 Uhr, Jungvolkabend.
Samstag, abends 8 Uhr, Turnen.
Jeder junge Mann ist herzlich eingeladen.

Der Vorstand.

Gottesdienste in der kath. Marienkirche.

Sonntag, den 16. Oktober.

6 Uhr erste hl. Messe.
8 Uhr zweite hl. Messe.
9.30 Uhr Hochamt mit Predigt.
11.30 Uhr dritte hl. Messe.
Abends 8 Uhr Andacht.
An den Werktagen, abends 5.30 Uhr, Rosenkranzandacht.
Wochentags hl. Messen um 6.40 und 7.10 Uhr.

Sonntag, nachmittags, Männer- und Frauenverein in der Kirche. Danach Rosenkranzandacht. Abends nach der Andacht Jungmännerverein im Saalbau.

Montag 8.15 Uhr Oratorienchor im Saalbau.
Dienstag von 2 Uhr an Arbeitsstunde des Caritasverein im Saalbau.

Mittwoch 5—7 Uhr Vorleseverein in der Unterkirche, 9 Uhr im Saalbau Gesangsstunde des Gesangsvereins.
Freitag: Gesangsverein, Vortrag des Herrn Lehrers Voetsch über Goethe.

Evangelische Kirchengemeinde Gonsenheim.

Sonntag, den 16. Oktober.

10 Uhr Hauptgottesdienst.
11.15 Uhr Kindergottesdienst.
Montag, abends 8.30 Uhr, Männerabend.
Mittwoch, abends 8.30 Uhr, Frauenhilfe.
Donnerstagabend, 8.30 Uhr, Kirchenchor.
Freitagabend, 8.30 Uhr, Mädchenkreis.

Pfarrer D. Romberg.

Methodistengemeinde (Kapelle) Friedrichsdorf.

Sonntag, den 16. Oktober 1932.

Vormittags 9.30 Uhr: Predigt. Prediger W. Firl.
Mittags 12.30 Uhr: Sonntagsschule.
Abends 8 Uhr: Singstunde.
Mittwochabend, 8.30 Uhr: Bibel- und Gebetsstunde.
Freitagabend, 8.30 Uhr: Jugendbund.

Methodistengemeinde (Kapelle) Röppern.

Bahnhofstraße 5.

Mittags 1 Uhr: Sonntagsschule.
Mittags 3 Uhr: Erntedankfest, Prediger W. Firl.
Donnerstagabend, 8.30 Uhr: Bibel- und Gebetsstunde.

Sonntagsdienst der Apotheke: Hof-Apotheke.

Das deutsche Metall

Von R. Hirsche, Berlin-Steglitz

Naturkräfte, das Modeschlagwort unserer Zeit, hat allmählich einen etwas unangenehmen Beigeschmack erhalten, nicht zuletzt durch seine mißbräuchliche Überbenutzung. Denn was soll eine „wirtschaftliche Selbstversorgung“, wo jeder Nachdenkliche doch weiß, wie ausgeschlossen und unmöglich sie ist, wie eine Abschließung der deutschen Wirtschaft gegen das Ausland nur recht peinliche Gegenmaßnahmen hervorrufen würde, ganz abgesehen davon, daß Deutschland zahllose ausländische Erzeugnisse einfach braucht. Und dennoch gibt es ein Gebiet, auf dem man dem Naturgedanken, wenn auch in etwas abgewandelter Form, nachleben kann, das ist das weite und heute noch längst nicht erschöpfte Gebiet der Verwendungsmöglichkeit des „deutschen Metalls“, des Aluminiums.

Es ist der Tatkraft deutscher Männer zu danken, daß Deutschland heute in der Lage ist, seinen Bedarf an Aluminium im Inlande zu decken und sogar als Exporteur auf dem Weltmarkt aufzutreten. Die große Frage ist bei alledem, inwieweit das Aluminium technisch brauchbare und wirtschaftlich vorteilhafte Verwendungsmöglichkeiten bietet. Seine hervorragenden Eigenschaften sind das geringe spezifische Gewicht und die hohe Wärmeleitfähigkeit. Das spezifische Gewicht beträgt nur 2,65 gegen 8,9 von Kupfer. Daher ist die Aluminiumverwendung überall angebracht, wo es sich darum handelt, durch Fortbewegung der einzelnen Gegenstände Arbeitskräfte zu ersparen. Außer den genannten Eigenschaften besitzt das Aluminium alle diejenigen physikalischen Eigenschaften, die es zu einem technisch besonders gut verwendbaren Metall machen. Es besitzt ausreichende Festigkeit, Glasigkeit, Zähnung, Härte usw.

Eines der Hauptverwendungsgebiete ist die Verwendung des Aluminiums als Baustoff für Haushalte, Krankenhäuser und Hotelküchengeräte. Die Geräte, die seit Jahrzehnten aus Kupfer, Eisen, Emaille hergestellt werden, werden heute gleichfalls aus Aluminium fabriziert. Die Aluminium-Schmor- und Kochtöpfe, Kasserollen, Pfannen, Milchkannen, Gießtöpfe, Tee-, Kaffee- und Schokoladenkannen sind alle darauf eingerichtet, die Arbeit der Hausfrau in der Küche so leicht wie möglich zu gestalten. Die Geschirre, die mit dem Feuer in Berührung kommen, werden mit Isoliergeräten versehen, so daß ein Verbrennen der Hand nicht mehr möglich ist und die Topfklappen im Haushalt verschwinden können. Das geringe spezifische Gewicht des Aluminiums hat es ermöglicht, in ganz kurzer Zeit gleichfalls das Aluminium für die Krankenhäuser- und Hotelküche dienstbar zu machen. Die Dampfdruckkessel in den Krankenhäusern werden heute aus Aluminium hergestellt und mit einem Fassungsvermögen bis zu 400 Liter geliefert. In den Krankenhausbetrieben spielt das Aluminium für den Transport der Speisen von der Küche zu den einzelnen Stationen infolge des geringen spezifischen Gewichts wiederum eine große Rolle. — Säftenfrüchte, Mästenprodukte sowie Gewürze werden heute in Aluminiumbehältern aufbewahrt. Neuerdings wickelt sich der Milchtransport zu den Verbraucherstellen gleichfalls in Aluminiumtransportkannen.

Weitere große Verwendungsmöglichkeiten des Aluminiums ergeben sich in den Brauereien, Fleischereien, Margarinefabriken, da diese Gruppen gleichfalls die außerordentlichen Vorteile des Aluminiums erkannt haben.

Ein weiteres Verwendungsgebiet ist die Verwendung des Aluminiums als Verpackungsmaterial. Durch die fortschreitende Technik ist es gelungen, aus Aluminiumblechen Bleche zu walzen, und zwar bis zu einer Dicke von 0,003 Millimeter. Diese Bleche, Aluminiumfolie genannt, erfahren eine weitere Verarbeitung, und zwar werden sie gefärbt, bedruckt, lackiert. Sie finden in den verschiedensten Nahrungsmittel- und Genussmittelindustrien Verwendung. Der Allgauer Weichkäse und der Bremer Bräse werden heute in Aluminiumfolie verpackt. Der westfälische Pumpernickel wird gleichfalls zwecks Erhaltung des Aromas und der Feuchtigkeits in Aluminiumfolie eingewickelt. Auch die Tabakindustrie kann heute die Aluminiumfolie als Verpackungsmaterial nicht mehr missen. Neuerdings werden sogar die Mundstücke der Zigaretten mit Aluminiumfolie versehen, um zu verhindern, daß das Mundstück sich vorzeitig löst. Die Süßwarenindustrie benutzt die rot, grün oder selbst gefärbte Aluminiumfolie gleichfalls als Verpackungsmittel, um von außen her einwirkenden Geschmacksbeeinträchtigungen zu trohnen.

Aluminium ist bei zweckmäßigem Gebrauch und beim Kauf der richtigen Qualität unverwundlich. Es zerfällt nicht, zerbricht nicht, es springt nicht ab, kurzum, es steht nach 10 Jahren noch fast genau so aus wie bei Beginn des Gebrauchs. Die Lebensfähigkeit des Aluminiumgeschirrs erklärt und berechtigt also den verhältnismäßig hohen Preis, d. h. für die Dauer gerechnet ist das Aluminiumgeschirr doch billiger, weil es nicht ersetzt und repariert werden muß.

Fortgesetzt werden Versuche durchgeführt, um neue Verwendungsmöglichkeiten dem Aluminium zu erschließen, und zwar immer unter der Devise, daß das Aluminium das deutsche Metall ist, das deutschen Arbeitern und Angestellten Brot und Verdienst gibt. Es sollte daher Pflicht eines jeden Deutschen sein, an dem weiteren Ausbau und der weiteren Einbürgerung des deutschen Metalls mitzuarbeiten.

Für Deutsche nur



liegen, soll man nicht verallgemeinern. In Wahrheit liegen heute die Strompreise, insbesondere für den Haushalt, zum Teil weit unter den Vorkriegspreisen.

Keine Experimente am Lebensnerv der Wirtschaft.

Allerdings muß man bedenken, daß der elektrische Strom ja nicht stapelbar ist, und daß umfangreiche und kostspielige Anlagen zur Erzeugung und Verteilung seitens der Elektrizitätswerke jederzeit bereitgehalten werden müssen. Jeder Verbraucher hat ja das Recht, jederzeit nach Belieben den Strom ein- oder auszuschalten, und dadurch die Elektrizitätsanlage in Anspruch zu nehmen. Tut er dies lediglich, um bei einem brechenden Dunkelheit Licht zu verbrauchen, so kommt er mit seinem Bedarf in Relation hinein, in denen die Werke durch Industrie, Gewerbe, Straßenbeleuchtung und Haushalt ohnehin bereits stark in Anspruch genommen werden. Die Werke müssen also große Anlagen bauen und bereitstellen, um jederzeit allen Anforderungen zu genügen; niemand kümmert sich darum, daß diese Anlagen einen großen Teil des Jahres nicht oder nur zu einem Bruchteil ausgenutzt werden. Die ganzen Kosten, die aus dieser Bereitstellung hervorgehen, müssen ja aber irgendwie wieder hereinkommen. Es denkt doch im Ernst niemand daran, daß etwa die Hypothekenzinsen, die Zinsen für Anleihen und Obligationen, aus deren Geld die Kraftwerke erbaut sind, plötzlich eines Tages gestrichen werden können, zumal es sich zu einem erheblichen Teil um Auslandsanleihen handelt. Das allerdings würde die Selbstkosten der Elektrizitätserzeugung annähernd um die Hälfte, bei Wasserkraftwerken oft um drei Viertel herabsetzen. Aber das geht ja nicht. Und selbst wenn es ginge, so müßten doch im Laufe der Jahre die Anlagen erneuert, es müßte also neues Geld aufgetrieben werden, und kein Mensch kann vorher wissen, ob die neu zu erbauenden Anlagen wirklich rentabel sein werden oder nicht. Man kann also nicht einfach Geld drucken zum Bau von Elektrizitätswerken und sagen: das verliert und amortisiert sich von allein; beispielsweise hätte man das vor vier oder fünf Jahren, als man die ganz großen Kraftwerke baute, mit Bestimmtheit angenommen; und doch stehen diese Werke heute infolge der Krise unbenuzt und unwirtschaftlich da. Solange man also Geld nicht aus der Tasche greifen kann, sondern auf dem Anleihebewegte zusammentragen und nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten verwalten muß, läßt sich an den Gesichtspunkten der elektrischen Energie nur sehr wenig ändern. Worauf es ankommt, ist, solche Tarife der Öffentlichkeit anzubieten, daß zwar für das Recht jederzeitiger Quanspruchnahme eine angemessene Gegenleistung bezahlt wird, also etwa ein etwas höherer Preis für einen gewissen Mindestverbrauch oder auch eine sogenannte „Grundgebühr“, daß aber darüber hinaus die weitestgehende Anwendung der elektrischen Energie für Licht, Licht und Wärme im Haushalt möglichst billig darzulegen werden kann, also etwa zu 10 bis 15 Pf. je Kilowattstunde. Solche Tarife sind heute schon so zahlreich eingeführt, daß mehr als die Hälfte der Kleinverbraucher den Strom unter diesen Voraussetzungen beziehen kann.

Je mehr die Elektrizität, von der es im allgemeinen heute noch fälschlich heißt, sie sei zu teuer, zum selbstverständlichen Bedarfsartikel auch des kleinsten Haushalts wird, um so mehr verteilen sich die hohen Kosten für die Stromerzeugung und Stromverteilung, um so billiger wird der Strom werden. Die Öffentlichkeit hat deshalb das größte Interesse daran, daß die Sicherheit und Zuverlässigkeit der Stromlieferung nicht durch Experimente und unausprobierte Wunderkuren gefährdet wird, sondern daß in stetiger Entwicklung alle Deutschen durch den deutschen Strom in den Besitz der deutschen Energiequellen gelangen!

Neue Kochgeschirre.

Wer sich die Töpfe ansieht, die in den meisten Haushaltungen in Benutzung sind, muß zugeben, daß diese wichtigsten Gebrauchsgegenstände für die Zubereitung der täglichen Mahlzeiten sehr häufig nicht in Einklang stehen mit den Forderungen an Hygiene und Sauberkeit, die die deutsche Hausfrau sonst zu stellen gewohnt ist. Der blank geschuerte Aluminiumtopf wird solchen Ansprüchen noch am ehesten gerecht. Das Schönste aber, was es an Kochtöpfen überhaupt gibt, sind die verschiedenen Ausführungen von Spezialkochtöpfen, wie sie insbesondere für elektrische Küchen hergestellt werden, aber auch für jede andere Kochweise sich eignen. Diese Töpfe, nach besonderen Normen aus zweckmäßigsten in Form und Inhalt ausgestaltet, zeichnen sich durch kräftige Wandungen und starke Böden aus, die nicht in Form von Rissen die Spuren vernachlässigter Behandlung zeigen. Daß diese Töpfe teurer sind als einfache Töpfe, ist selbstverständlich, aber unsere Hausfrauen sollten nicht vergessen, daß ein guter Kochtopf erste Voraussetzung für gutes Gelingen der Speisen ist, und daß massiv ausgeführtes Kochgeschirr ein Vielfaches der Lebensdauer aufweist. Vor allem, wer sich der heute immer mehr aufkommenden elektrischen Kochweise bedient, sollte nicht zögern, durch massives Aluminiumgeschirr seine Freude am Kochen zu steigern und gleichzeitig den Stromverbrauch zu beschränken.

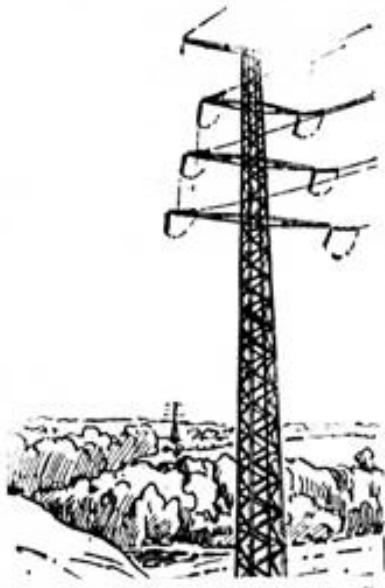
Praktische Winke.

Das Entfernen der Nagelhaut ist gar nicht nötig, wenn man täglich beim Abtrocknen der Hände den Hautrand zurückschleibt. Damit vermeidet man am sichersten die Bildung von Riebnägeln.

Gefächrunzeln werden bei der Damenwelt allgemein gefördert; man erblickt in ihnen die Vorboten des Alters, die sich namentlich an den Augenwinkeln in den verächtlichen Strahlen zeigen. Diese Betrachtung ist nicht ganz richtig, denn es ist allbekannt, daß Sorgen, seelisches Leid und fortwährender Kummer in der Gesichtshaut ihre Spuren hinterlassen. Also nicht nur das Alter erzeugt diese Gefächrunzeln, sondern auch die seelischen Erschütterungen, die für manche Menschen unvermeidlich sind. Trotzdem sei darauf hingewiesen, daß sich diese Runzeln vermeiden und zum Teil sogar auch wieder entfernen lassen.

Der deutsche Strom

Gibt es einen Deutschen, der ihn nicht wenigstens dem Namen nach kennt, der ihn nicht schon befungen hat, dem er nicht unbegriff deutschen Heimatgefühls ist, der Strom, dessen Quelle und Mündung im Ausland liegt und der doch der Mittelpunkt deutscher Geschichte, deutscher Wirtschaft und deutscher Dichtung ist — der Rhein? — Gibt es aber viele Deutsche, die jenen anderen Strom kennen und verstehen, die wissen, daß er eine der Grundlagen der deutschen Wirtschaft, einer der Stützpunkte deutscher Technik, eine der Voraussetzungen deutscher Heimkultur ist, der elektrische Strom?



Wie kann dieses unsichtbare Etwas, diese geheimnisvolle Kraft, diese internationale physikalische Größe etwas Bodenständiges sein, hat diese rein technische Angelegenheit etwas zu tun mit nationalen Fragen irgendwelcher Art?

„Strom“ vermindert Einfuhr.

Das ist es, was die meisten Menschen nicht wissen und auch nicht ohne weiteres als bare Münze nehmen. Vergessen sind schon fast die Zeiten, in denen der elektrische Strom den Haushalt unabhängig machte von der Einfuhr fremdlandischer Petroleum; vergessen, daß im Krieg der elektrische Strom es war, der in die entlegenen Winkel Deutschlands die Möglichkeit der Verwendung künstlicher Energie brachte; vergessen, daß ohne Elektrizität unsere Aluminium-Industrie, unsere chemische Industrie sich nicht zu jener Größe hätten entwickeln können, die heute die deutsche Wirtschaft unabhängig vom Ausland machte. Die deutschen Ströme, die vom Gebrä zum Meer fließen, stellen uns ihre Energie in Form elektrischen Stromes zur Verfügung; deutsche Kohle, die bis auf weiteres in unerschöpflichen Mengen im Boden liegt und zu den wertvollsten Naturprodukten gehört, die der sonst arme deutsche Boden enthält, gibt die in ihr aufgeschlossene Sonnenenergie vergangener Jahrmillionen in elektrischen Strom an die heutige deutsche Wirtschaft ab. Die Deutschen Siemens, Rathenau, Müller und zahllose andere Träger teils weltberühmter, teils weniger bekannter Namen haben entscheidend an der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung mitgearbeitet, die dieses Wunder ermöglichte, so daß der vielgenannte Altmüller deutscher Jugendleutnant, Ostler von Müller, heute sagen kann: was in seinen jungen Jahren als lästiger Traum gegolten hat, ist heute Wahrheit geworden; der elektrische Strom durchdringt Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft, Verkehr, ja er ist schon fast bis in den letzten Haushalt eingedrungen als Spender für Licht, Kraft und Wärme.

„Strom“ bewahrt Kulturgüter.

Wie hätte das Handwerk, dieser Nährboden deutscher Kultur, dem Ansturm des eisernen Zeitalters, der Dampfmaschine, der Industrialisierung, standhalten können, wenn nicht der Elektromotor auch dem kleinsten Betrieb die Möglichkeit zur Verwendung mechanischer Hilfe gegeben hätte? Noch viel entscheidender wird die Elektrizität auf die Erhaltung des Haushalts und der deutschen Heimkultur einwirken. Schon heute steht man allgemein in den elektrischen Haushaltsmaschinen, deren bekannteste, aber noch keineswegs wichtigste Staubsauger und Waschmaschine sind, Arbeitshilfen für die Hausfrau, ohne die sie den an sie heranreitenden Anforderungen kaum mehr gewachsen wäre. Die Körper- und Gesundheitspflege durch elektrische Geräte wie Heizkissen und bergelichten Helms, die geschmackvolle Ausgestaltung des elektrisch beleuchteten Heims, die elektrische Wärmebereitung in der Küche, wo an die Stelle eines „mühsam Baiten“ heute ein „einfaches Schalten“ getreten ist — dies alles bedeutet keineswegs nur eine unmittelbare Ersparnis an Arbeitskraft, Zeit, auch nicht allein einen Gewinn an Hygiene, Sauberkeit usw.; da diese Errungenschaften heute längst nicht mehr Vorzüge der Reichen, sondern Eigentum aller Klassen geworden sind, ist der Einfluß auf das Verhalten und die Wirtschaft der Frau als Hausfrau und Mutter von zunehmender und nicht zu leugnender Größe. Es ist durchaus keine hohe Lebensart, wenn von dieser Bewegung ein tiefgreifender Einfluß auf das Familienleben und von hier aus auf die deutsche Lebenskultur erwartet wird.

„Zu teuer...“?

Daß die Öffentlichkeit wenigstens gefühlsmäßig diese Erwartungen heute schon hegt, geht aus dem Interesse hervor, mit dem die Fragen der Stromversorgung allenthalben diskutiert werden. Wenn auf der Weltkonferenz der Plan einer europäischen Großstromversorgung zur Erörterung gestellt wurde, oder wenn Ostler von Müller aus Veranlassung des Reichswirtschaftsministeriums Pläne für eine einheitliche Ausgestaltung der deutschen Elektrizitätswirtschaft veröffentlicht hat, so befaßt sich die Allgemeinheit auf lebhafteste mit solchen Gedanken. Dabei sind Irrtümer über die wirtschaftliche Voraussetzung der Elektrizitätswirtschaft allerdings nicht zu vermeiden. So kann man auch neuerdings wieder hören, daß die deutsche Elektrizitätswirtschaft von rein kapitalistischen Interessen und nicht von den wahren Bedürfnissen der Öffentlichkeit bestimmt würde. Dabei wird vergessen, daß der überwiegende Teil der deutschen Stromversorgung in öffentlicher Hand liegt, also in Händen des Reiches, der Länder, der Provinzen, der Gemeinden usw. Wunschträume, die dem einzelnen Haushalt niedrige Strompreise zuspriechen, finden aus nachliegenden Gründen leicht Glauben, und die Schuld wird vielfach einer Geistesart zugeschrieben, die im Eigentum wurzelt statt im Gemeinwohl. Solchen Gedanken ginge es über das man allerdings den klaren kritischen Blick nicht verlieren. Es ist leider nicht zu bestreiten, daß die Strompreispolitik noch vielfach unter Gesichtspunkten steht, die heute ihre Berechtigung verloren haben, und daß vor allem die Wirtschaftsnöte der öffentlichen Körperschaften aus den Stromversorgungsbetrieben vielfach Versorgungsbedürfnisse für notleidende Kommunen gemacht hat. Aber derartige Fälle, die im übrigen ja größtenteils der öffentlichen Kontrolle unter-

12. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Später, als Susanne für eine Weile aufstehen konnte, sah sie stundenlang am Fenster des Gartenzimmers, in einem der tiefen Lehnstühle; untätig und bewegungslos beobachtete sie das Treiben der Schneeflocken.

Tausend irre Gedanken durchzogen ihre gemarterte Seele. Dann wieder schlang sie die Hände ineinander und betete, ohne Ruhe und Trost zu finden.

Was sollte nun werden? Wie würde das alles zu Ende gehen?

Die Tage schlichen dahin. Ab und zu kamen Besuche. Viele Stunden sah Peter neben ihr, dann ging es besser. Aber wenn sie wieder allein war, ihren Grübeleien ausgeliefert, begann die Qual von neuem.

Eines Tages kam ihr Mann zu ihr, noch frisch von der Winterriste.

„Du, Susi, hör zu: ich habe dir etwas mitgebracht, ein wenig Sonnenschein. Nimmst du die kleine Magdalene mit, oder wird es dir zuviel werden?“

Ein Rächeln verkündete Susannes Gesicht.

„Oh, Peter, ich danke dir. Schnell, bring das Kind herein, ich freue mich ja so...“

„Susanne, aber du mußt mir versprechen, daß du dich nicht erregst und ganz ruhig bist, auch wenn das Kind da ist. Ich selbst muß nämlich ins Dorf zu einer Versammlung. Und dann nicht auf dich aufpassen. Aber ich werde der Mann sein, den du siehst.“

Raum war er gegangen, als die Förstersfrau hereintrat, die kleine Magdalene an der Hand.

Beide Hände streckte Susanne der Frau entgegen, dann zog sie das Kind an ihre Brust. Einen scheuen Blick drückte sie auf das blonde Haar.

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Heiler, für die Freude dieses Besuchs. Bitte, setzen Sie sich hierher zu mir. Und Magdalene kommt ein wenig auf meinen Schoß — nicht wahr? Und jetzt werden wir schöne Sachen kommen lassen, die werden uns sehr schmecken.“

Als der alte Hieronymus den Tee gebracht und alles glänzend zurechtgestellt hatte, sagte Susanne:

„So, mein Lieber, jetzt sorgen Sie bitte dafür, daß wir ungestört und allein bleiben. Ich bin für niemand zu sprechen — hören Sie?“

Der alte Diener bejahte und verließ das Zimmer.

Susanne strahlte, als sie der Kleinen all die Federbissen in den Mund schob, die hier aufgetischt waren. Magdalene war ganz zutraulich geworden in diesen Monaten; sie hatte ihre Scheu vor Susanne abgelegt und ließ sich vergnügt füttern.

Auch Susanne schmeckte es so gut wie schon lange nicht, und alle drei tafelten munter draußlos.

Dann war alles gesättigt; die Förstersfrau schob den Teewagen beiseite.

„So, Magdalene, jetzt erzähle mir, was der Weihnachtsmann alles gebracht hat. Ich hab' dich ja seit dem Heiligen Abend nicht mehr gesehen und bin sehr neugierig auf deinen Bericht.“

„Ach, viel hab' ich bekommen, Tante. Außer all den schönen Sachen, die das Christkindchen hierauf dem Heilighofe für mich abgegeben hatte, brachte es mir zu Hause noch ein Bilderbuch, eine große Puppe, einen Vaukasten und viel, viel Pfefferkuchen, Nüsse, Äpfel.“

Und weißt du, Tante, so schöne Geschichten stehen drin in dem Bilderbuch, von Dornröschen, Aschenbrödel, Schneewittchen...“

Und du bist genau so wie Schneewittchen; das hat auch ein so schönes weißes Kleid an und so lange schwarze Zöpfe. Sieht es nicht genau so aus, Mütterchen?“

Lieblosend griff die Kleine nach einem der Zöpfe Susannes, die lose herunterhingen, da sie die schweren Nadeln nicht gut ertragen konnte.

Susanne schloß die Augen, eine Schwäche hatte sie übermannt; es dauerte indes nur eine Sekunde, dann hatte sie es überwunden.

„Kennst du denn das Märchen von Schneewittchen, Magdalene?“ fragte sie das Kind.

„Ja, ich kenne es; Mütterchen hat es mir schon oft vorgelesen. Und ich mag es sehr gern. Soll ich es dir mal erzählen, Tante?“

„Ach ja, mein Kleines, da würde ich mich sehr freuen.“

Das Kind fing an, mit seiner weichen Stimme das alte Volksmärchen zu erzählen, stotternd zuerst, allmählich fließender und ganz anschaulich.

Susanne sah da und hörte zu, ihren Gedanken dabei freien Raum lassend. Wie lange war es her, seit sie diese alten Volksmärchen vernommen hatte, aus dem Munde ihrer geliebten Mutter, die — mitten in der Fremde — ihrem Kinde immer wieder die deutschen Volksmärchen erzählt hatte! Und jetzt sah da ihr Kind, ihr eigenes, verlegnetes Kind, ihr wiederum dieses Märchen zu erzählen.

Dann, als das Kind geendet hatte, bat es die Tante, ihm ein anderes Märchen zu sagen.

Susanne fing an, mit ihrer dunklen, einschmeichelnden Stimme von fremden Ländern und von Pflanzen und Tieren zu erzählen. Und das Kind saß unbeweglich, fest an Susannes Brust geschmiegt.

Ganz dunkel war es im Zimmer, draußen fiel dichter Schnee. Der Wind schob fauchend durch den Kamin, daß das Feuer hell auflebte. Der Schein des Feuers fiel auf die Gruppe am Fenster.

Dann, als Susanne geendet hatte, sah sie auf das Kind, das sich nicht rührte. Sie beugte sich hinunter und sah, daß die Kleine eingeschlafen war.

Besorgt wollte die Förstersfrau das Kind von Susannes Schoß nehmen.

„Es wird vielleicht zu schwer für Sie, gnädige Frau. Sie dürfen sich doch nicht anstrengen.“

„Nein, nein, liebe Frau Heiler, es wird mir gar nicht schwer. Ich freue mich ja so sehr, das Kind so nahe bei mir zu haben. Wenn Sie es möchten, Frau Heiler...“

„Ja, liebe gnädige Frau, ich kann mir schon denken, wo Sie der Schuld drückt. Aber warten Sie nur, der liebe Gott wird auch Sie erhören, Ihren Wunsch erfüllen.“

„Oh, ich glaube nicht mehr daran.“

Voll Bitterkeit kam es von den Lippen der jungen Frau. Erschrocken sah die Förstersfrau zu Susanne hinüber, deren Gesicht weiß und blaß durch die Dunkelheit leuchtete. Sie ergriff die wie leblos herunterhängende Hand der Guts herrin, drückte sie warm und sagte leise:

„Jetzt muß ich Sie ein klein wenig schelten. Wie kann man nur so mutlos sein und so verzagt! Da will ich Ihnen eine Geschichte erzählen.“

Mir ging es ebenso wie Ihnen — nur, daß ich schon fast zwanzig Jahre verheiratet war, ohne daß mein Herzenswunsch nach einem Kinde erfüllt worden war. Ich hatte mich schon schweren Herzens in das Unabänderliche gefügt, ohne je die Sehnsucht loszuwerden.

Da, es war in einer Winternacht, mein Mann und ich waren schon grau geworden, da erst schickte mir unser Herrgott dieses kleine Wesen, legte es auf die Schwelle unseres Hauses. Es ist nicht unser eigenes Fleisch und Blut, aber heute ist es doch ganz unser geworden; wir lieben es, wie wir ein eigenes nicht mehr lieben könnten.

Gerade so ein Wetter war es wie heute, als wir es fanden. In ein ärmliches Bündel war es eingewickelt, beladene im Schnee versteckt. Sein Wimmern haben wir gehört; dadurch haben wir es gefunden, ehe es erfroren war. Und dann ist es unser ganzes Glück geworden, dieses süße Kind, das wir im Schnee gefunden haben.“

Fast atemlos hauchte eine Stimme aus der Dunkelheit: „Und die Mutter des Kindes? Hat man von ihr nie mehr etwas gehört?“

„Nein, die Ärmste war verschwunden. Vielleicht, daß sie sich im Teich ertränkt hatte; sicher weiß man es nicht. Gott wird ihr schon verzeihen haben. Ich bete oft für sie, durch die ich so reich geworden bin.“

„Und Sie verlieren sie nicht?“

„O nein, das tue ich wirklich nicht. Im Gegenteil, ich bin mir klar darüber, was diese arme Frau zu erdulden hatte, ehe sie so weit gekommen war. Wie trostlos mag ihre Verzweiflung gewesen sein, ehe sie sich entschlossen hatte, sich von ihrem Kinde zu trennen. Wie kann man diese Arme verdammen, die das Liebste, Beste von sich lassen mußte?“

Ach, hätte ich sie gekannt, würde ich sie zu mir genommen, mich um sie bemüht haben. So aber konnte ich nichts anderes tun, als ihr Kind an mich zu nehmen wie mein eigenes und für sie beten, die unerkannt davongegangen war.“

Susanne weinte leise vor sich hin. Ihre Tränen fielen auf die Stirn des Kindes, das inzwischen erwacht war.

Magdalene schlang die Arme innig um Susannes Hals.

„Nicht weinen, liebe Tante, nicht weinen! Du sollst nicht traurig sein! Ich bin doch bei dir, und ich hab' dich sehr gern...“

Susanne nahm die kleinen Kinderhände in die ihren, drückte sie an ihre schmerzenden Augen und küßte sie.

Die Förstersfrau stand auf, trat hinüber zu Susanne.

„Wir müssen jetzt gehen, liebe gnädige Frau. Es ist höchste Zeit für Sie, daß Sie zur Ruhe kommen. Ich mache mir geradezu Vorwürfe, daß wir so lange geblieben sind.“

Susanne zog die verarbeitete Hand der alten Frau an ihre Wangen.

„Sie sind so gut wie eine Mutter, Frau Heiler. Ich habe mein Mütterchen schon so früh verlieren müssen, bin einsam gewesen, viele Jahre lang. Oh, Sie wissen nicht, wie ich durchkämpft und geklitten habe, wie ich beinahe zertrüffelt worden wäre von den Stürmen des Lebens, vor innerer Qual...“

Dann fuhr Susanne auf, sich befinnend. Was sollte die Förstersfrau von ihr denken, wenn sie sich so gehen ließ?

„Ich glaube fast, daß ich ziemlich abgepannt bin, weil ich so durcheinander rede. Und ich bitte Sie nur, meine gute Frau Heiler, nichts von dem dunklen Zeug, das ich heute dahergeredet habe, meinem Manne zu erzählen. Er würde sich nur unnötige Sorgen machen. Und er ist ja so gut zu mir, so unendlich gut, daß es wirklich unrecht von mir ist, mit dem Schicksal zu hadern.“

„Aber liebe, gnädige Frau, ich weiß ja, wie das ist, wenn man sich nicht ganz wohlfühlt. Da sieht man alles schwarz, und später, wenn alles vorüber ist, lacht man über die dummen Gedanken. So, und nun, Magdalene, gib der gnädigen Frau noch einen Abschiedskuß. Dann wollen wir schnell nach Hause gehen.“

Lange sah Susanne noch da und sah auf die Tür, hinter der ihr Kind verschwunden war.

Also eine Frau wie die Förstersfrau, die Bescheid wußte um die Dinge des Lebens, die beurteilte sie nicht; sie begriff die Tat einer Verzweifelten, die sich nicht mehr zu retten und zu helfen wußte!

Vielleicht, daß Peter auch alles verstehen und verzeihen würde, daß es möglich wäre, ihm alles zu sagen, bei ihm Rettung zu finden?

Ja, vielleicht! Vielleicht aber würde er sich von ihr abwenden, sie fortschicken! Und sie wußte, daß sie weiter schweigen, weiter diesem Schurken auf Rosenhain ausgeliefert sein würde!

Alles ging seinen ruhigen Gang weiter.

Hans Sagenheim mochte von seiner Braut, von den Vorbereitungen zur Hochzeit in Anspruch genommen sein; vorläufig jedenfalls hatte Susanne vor ihm Ruhe.

Der Winter verlor seine Härte; man näherte sich dem Frühling. Leise und allmählich begann das Erwachen der Natur, das den Menschen jedes Jahr von neuem beglückt.

Die schönen Märztagel kamen, der launische April, dann endlich war es Mai geworden. In diesem Monat sollte Peter Hegenwald Hochzeit machen mit Hans Sagenheim.

Susanne befand sich in furchtbarer innerer Aufregung. War es nicht ihre Pflicht, die Hegenwalds zu warnen, ihnen alles zu sagen, was sie von Sagenheim wußte? War es nicht ein Verbrechen, dieses taufische, unberührte Mädel einem Wüstling auszuliefern, der sich auch in der Ehe nicht ändern, der seine Frau immer nur quälen würde?

Aber wie sollte sie es anstellen, das alles auszuklären, ohne sich selbst zu kompromittieren?

Widerstrebend besuchte Susanne alle die Einladungen, die zu Ehren des Brautpaares in der ganzen Nachbarschaft veranstaltet wurden. Peter hatte sich zu große Sorgen gemacht, wenn sie sich zurückgezogen hätte. Sie mußte sich zusammennehmen, mußte sich fügen.

Dann waren sie auf Helmsdorf zum fünfzigsten Geburtstag des Hausherrn eingeladen.

Susanne hatte gerade besonders wenig Lust gehabt, unter Leute zu kommen. Sie hatte schlecht geschlafen, wie meistens in diesen Wochen, die Sagenheims Hochzeit vorangingen.

Aber die Helmsdorfer waren immer so liebenswürdig, gaben sich besondere Mühe um Susanne und um Peter, da konnte sie nicht zu Hause bleiben.

Gegen Abend fuhr Susanne und Peter hinüber. Besorgt hatte Peter seine Frau gemustert, die in ihrem schwarzen Spitzenkleid so blaß und schmal ausgesehen hatte. Ob sie lieber zu Hause bleiben wollte, hatte er zärtlich gefragt. Susanne hatte verneint, man dürfe die Helmsdorfer nicht kränken. Und man brauche ja nicht solange zu bleiben, hatte sie vorgeschlagen.

Als sie im Wagen hinüberfuhr, nahm Peter sich vor, sobald als möglich mit Susanne zu verreisen. An den Genfer See oder nach Lugano; dafür war es jetzt die richtige Zeit. Dort würde sich Susanne sicher schneller und besser erholen als hier, dort würde sie auch in andere Gesellschaft kommen, neue Eindrücke empfangen; das würde sicher das Beste sein für ihre geschwächten Nerven.

Behutsam nahm er Susanne in seinen Arm, leise auf sie einredend. Von der kommenden Reise erzählte er ihr, von all dem Schönen, das er ihr wieder zeigen würde, daß es die letzte Gesellschaft sei, die sie mitmachten; dann würden sie ganz ihren Reisevorbereitungen leben.

„Du bist so gut zu mir, Peter, so rührend, und ich habe dich so lieb...“

Innig schmiegte sie sich an ihren Mann und blieb so sitzen, bis sie in Helmsdorf einfuhr.

Die Erregung hatte ihre blassen Wangen ein wenig gerötet; sie sah reichend aus, als sie in den Saal trat.

Hans Sagenheim stand in einer Ecke, seine Braut war gerade mit einer Freundin weggegangen.

Er sah Susanne in ihrer vollen Schönheit, und er knirschte mit den Zähnen in dem Gedanken, daß diese Frau sich ihm verweigerte, daß alle seine Drohungen bisher nichts gefruchtet hatten.

Er war berauscht von ihr, hemmungslos seinen Trieben ausgeliefert. Er mußte sie bekommen, was es auch kosten möge. Er würde sich nicht mehr länger hinhalten lassen, heute Abend sollte sie es merken.

Er belauerte Susanne den ganzen Abend über, ohne sich ihr zunächst zu nähern. Er versagte es sich sogar, mit ihr zu tanzen.

Dann, als Susanne, Peter und einige andere Gäste mit dem Hausherrn in einer Ecke zusammensaßen, bei einer feurigen Botwe, trat er an den Tisch heran. Jetzt war die Gelegenheit da, seinen Will zu verschleichen.

Man war in einer eifrigen Unterhaltung begriffen. Hans Sagenheim mischte sich ein, verstand es, das Gespräch an sich zu ziehen, nach seinem Sinne zu lenken.

Kleine Jugenderlebnisse wurden erzählt, harmlose Abenteuer der braven Gutsbesitzer, die da um den Tisch herumsaßen.

„Ja, das ist alles ganz interessant, was Sie da erzählen, meine Herren“, sagte Sagenheim. „Aber nicht alle Jugenderlebnisse gehen so harmlos aus, besonders dann nicht, wenn es sich um eine raffinierte Frau handelt. Da möchte ich Ihnen die Geschichte erzählen, die einem meiner besten Freunde passiert ist.“

Ein Feuerfleck, geschäftiger Blick traf Susanne, ehe Sagenheim zu erzählen begann. Susanne erblaute. Was sollte sie jetzt zu hören bekommen?

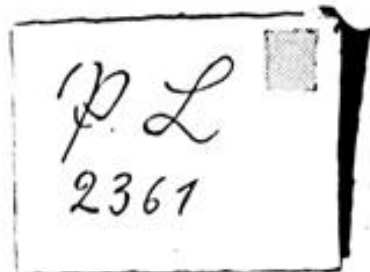
„Mein Freund lernte vor einigen Jahren in einem Kaffeehaus ein junges Mädchen kennen, das zuerst einen unschuldigen und sehr guten Eindruck auf ihn machte, an das er sich mit der Zeit enger angeschlossen. Im Laufe der Wochen merkte er, daß die Kleine keineswegs so unschuldig war, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte, sondern, daß sie es faustbild hinter den Ohren hatte. Begreiflicherweise blieb es auf diese Weise nicht bei einer harmlosen Annäherung — und diese kleine Kokette hatte daraufhin die Stirn, von ihrem Freunde die Heirat zu verlangen. Es kam natürlich zu einer heftigen Auseinandersetzung, in deren Verlauf es mein Freund nicht an der nötigen Deutlichkeit fehlen ließ. Dann war die Geschichte aus.“

Jetzt aber erst kommt das pikante Ende. Vor einigen Monaten kommt mein Freund in eine Gesellschaft, in einer großen Stadt, und trifft dort seine lebenswürdige kleine Freundin — als Gattin eines angesehenen, sehr ehrbaren und ebenso reichen Fabrikanten, der sicher von dem Vorleben seiner Frau Gemahlin keine Ahnung hat und der sie seinen Tag länger bei sich behalten würde, wenn man ihm den Tatbestand mitteilte. Und das Beste ist, daß die raffinierte Person es verstanden hat, sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft zu machen, daß sie vergöttert und verhätschelt wird wie keine andere Frau weit und breit.

Mein Freund, um seinen Skandal hervorzurufen, begrüßte die junge Frau als gute Bekannte, und er befindet sich heute in dem schweren Dilemma, ob er alles auf sich beruhen oder ob er den nichtssagenden Fabrikanten aufklären soll. Was meinen Sie zu alledem, meine Herren? (Fortsetzung folgt.)

Der Sonntag

Die Illustrierte Sonntagspost der Bad Homburger Neueste Nachrichten



Von Vikom

W möchten Sie ein moderner Harun al Raschid sein? Von Zeit zu Zeit sich, wie einst der berühmte Kalif, in Kleider und Hemter eines fremden Menschen hüllen, und einen Tag oder eine Nacht lang ein Leben leben, das nicht das Ihre ist? Wenn man mich so fragte... eine Fülle der Möglichkeiten stürzt auf mich ein. Ich weiß kaum, was ich wählen soll. Zu viel verschiedene Existenzen gibt es, von denen ich keine Ahnung habe, von denen ich nie wirklich Wichtiges erfahren werde und die doch, bei all ihrer Alltäglichkeit, so interessant sind.

Da gibt es zum Beispiel einen Mann, den ich brennend gern einen Tag lang vertreten würde ohne das jemand es merkt: Das ist der Beamte hinter dem Schalter für postlagernde Sendungen. Das kommt Ihnen seltsam vor? Bitte überlegen Sie einmal, mit wieviel Geheimnissen dieser Mann tagtäglich in Berührung kommt wieviel Gesichter zu jeder Stunde angestarrt, hoffnungsvoll, erwartungsvoll auf ihn gerichtet sind.

All die Fremden, die Verkauften, die Flüchtigen und die Geheimnisvollen erscheinen vor seinem Fensterchen und flüstern ihm eine Chiffre zu, halten ihm einen Zettel vor die Augen mit einem schnell hingekritzelter Namen.

Vor langer Zeit hatte ich einmal mit solch einem Beamten eine längere Unterredung. Ich war gezwungen, weil ich eine dringende Nachricht erwartete, mehrere Tage hintereinander immer wieder vor ihm zu erscheinen, bald hatte er sich mein Gesicht gemerkt, schüttelte bei meinem fragenden Blick bedauernd den Kopf, wenn nichts für mich da war, und so kamen wir eines Tages ins Gespräch. Er erzählte, von den blassen jungen Menschen, die täglich einen Stoß Geschäftsbriefe bekamen... stichlich Antworten auf irgendein Bewerbungsschreiben, von den verlegenen Frauen, die flüsternd eine Chiffre nannten, von den kühnen Badfischen, die sich ihre Korrespondenz abholten, von alten Leuten, die mit verzweifelter Ausdauer jeden Tag nach dem Brief mit der amerikanischen Marke fragten, jeden Tag, und ihn nie bekamen. Er erzählte von den einlaufenden



Der alte Dorfmusikant

Sendungen aus aller Herren Länder, die er, unparteiisch und doch vertraut, in ihre Abteilungen alphabetisch einordnete, und er erzählte vor allem von einem seltsamen Brief, der durch Jahre und Jahre hindurch immer wieder auftauchte und der nie abgeholt wurde. Ungefähr alle halben Jahre kam er an, wurde in sein bestimmtes Fach gelegt, blieb dort die vorgeschriebene Wartezeit liegen, um dann an den Absender, der hinten vermerkt war, wieder zurückzuwandern. Und nach ein paar Monaten kam ein neuer, genau wie der vorhergehende beschrieben, wartet in seinem Fach, wurde zurückgeschickt... durch Jahre und Jahre hindurch.

Damals tauchte in mir der Wunsch auf, Harun al Raschid hinter dem Postschalter zu spielen, Schicksale in papiernen Umschlägen in meinen Händen zu halten, das freudige Erröten der Liebenden zu sehen, wenn sie den langerwarteten Brief ausgehändigt bekamen, das Zittern der Hände alter Leute, die verschlo-

nen Gesichter Verfolgter, die eilten der Reisenden.

Und wenn ich so als heimlicher und reicher Kalif Harun hinter dem Postschalter säße, dann müßte mir zuliebe für einen Tag das Postgeheimnis aufgehoben werden. Und die nicht abgeholt, traurig wartenden Briefe würden nicht zurück geschickt werden, sondern ich würde sie öffnen und wunderbar beantworten. Dem Mütterchen, das monatelang jeden Tag den Brief des Sohnes aus Amerika erwartete, würde ich seinen Brief herbeizubringen, voll lauter guter Nachrichten und einem großen Dollarsched, ich würde...

Aber es ist sicher besser, daß nicht Harun al Raschid hinter dem Schalter sitzt, sondern ein fleißiger und sehr korrekter Beamter, der ohne seiner Phantasie und seinem Herzen allzu freien Spielraum zu lassen, die Briefe so ausstellt, wie sie erscheinen, der die zurückgeschickt, denen kein Abholen bestimmt war, und die verweigert, die nicht erschienen.



Im Theater: heute und damals

Natürlich —: bei uns ist das etwas anderes... — aber wer je in Spanien oder Italien einmal das Theater besucht hat, der kann sich nicht genug wundern über die Formlosigkeit, die dort auf Seiten des Publikums herrscht. Man trifft sich im Theater mit Bekannten, man bespricht, was man zu besprechen hat, gleichgültig, ob der Vorhang auf oder zu ist. Man winkt von den Logen herunter ins Parkett, man ruft sich über viele

Bänke hin etwas zu, man bringt auch die Kinder, und in ganz kleinen Städten, wo nur Schauspielertruppen durchkommen, bringen die eifrigen Hausfrauen sogar ihre Stridarbeiten mit. Nur einen Weg gibt es für den Schauspieler, sein Publikum zu itemloser Spannung zu bringen: Er muß in seiner Rolle irgendeine sentimentale oder bekannte Arie haben, er muß als Mörder auf der Bühne seines Amtes walten, oder er muß als Künstler eine weltbekannte „Kanone“ sein. Man vergesse aber nicht, was im Verhältnis zu anderen Künsten die Bühnenkunst ist, man vergesse nicht, wie kurze Zeit auch vor erst letzte Bühnen in jeder Stadt haben. Und man schau bloß einmal bis zu Goethes Zeiten zurück, um auf die verblüffenden Tatsachen zu stoßen.

Damals brachte man noch geröstete Butterbrote mit ins Theater, die man während der Vorstellungen verspeiste, damals schieden besonders schlaue Theaterdirektoren, die ihr Publikum annahen, noch Spahmacher in den Saal, die sich manchmal in die Gespräche auf der Bühne mischten, genau so wie man das heute im Zirkus noch kennt. Zwischen den einzelnen Akten ließ man auch Trapezkünstler ihre Künste zeigen, und das Publikum fand es absolut gut und richtig so.

Selbst in Weimar, das doch in der Theaterkultur unter Goethes Einfluß erheblich weiter war, als die anderen deutschen Städte, selbst da geschah noch manches, dessen wir uns heute nur ungern entsinnen. Da waren es besonders die Studenten, die für den nötigen Lärm und für viel Unfug während der Vorstellungen sorgten. Wenn Schillers „Räuber“ aufgeführt wurden, dann sangen die Studenten das Räubersied natürlich mit, und es fand keiner was dabei. Eine Sitte, die sich übrigens in vielen Städten bis heute noch erhalten hat — man erinnere sich nur an die beliebten Melodien aus der „Lustigen Witwe“, die stets vom Publikum mitgesungen wurden und noch werden. Freilich ist das bei Operetten auch etwas anderes — aber dem Herrn Rat Goethe paßten schon damals die Manieren der Studenten nicht, und wenn es ihm gar zu bunt wurde, dann schickte er ein paar drohende Worte hinauf zum „Orkney“, wo sie meistens alle saßen.

Es geschah auch sehr oft, daß die Theaterbesucher betrunken in den Saal kamen. Man machte nicht einmal viel Aufhebens davon, selbst, wenn sie auch während der Vorstellung der mitgebrachten Weinflasche weiter zusprachen. Das gab dann ein gemütliches Bild. Unten saßen die Hausfrauen, und strickten eifrig am angesangenen Strumpf, oben saßen die Studenten und kippten eifrig am mitgebrachten Wein oder Bier.

Man erzählt sogar, daß einer der Weimarer Studenten eines Abends, als der Landesspater ihnen ein ärgerliches Wort über ihre Rüpelhaftigkeit zurief, dem Fürsten eine Forderung wegen Beleidigung zuschickte, was natürlich das ganze Theater in Aufregung versetzte, da es sich wie ein Lauffeuer herum sprach und man darüber die verschiedensten Meinungen äußern hörte.



Geistlicher Abend in einem Hotel am „Asiatischen Platz“ in Berlin. Improvisierte Bühne und Sesselreihen in einem kleinen Saal. Die „Schwarze Magie“ gibt sich ein Stelldichein, gleichzeitig Examen und Feuerläufe für zahlreiche junge Magier, die bisher noch schön nebenbei brav in der Konfektion oder als pflicht-treue Beamte ihr Brot zu verdienen wissen. Aber auch mancher Erwerbslose hat sich eingeschlichen und hofft nun, daß ihm aus einer Liebhaberei ein neuer Beruf entstehen wird.

Etwas ängstlich zieht sich der Vorhang auseinander. Ein eleganter junger Mann verbeugt sich tief vor der ersten Sesselreihe — dort sitzt die „Prüfungskommission“, alte, in Ehren ergraute Zauberer und Taschenspieler, Gelehrte ihres Berufes. Unter ihnen auch der halbblinde Berliner Altmeyer Conradi-Horst, der sich in weiser Voraussicht für seine alten Tage eine Zauberapparate-fabrik gegründet hat, die seine originellen Erfindungen und mechanischen Tricks in alle Welt exportiert.

„Ich habe die Ehre, Ihnen, meine sehr geehrten Herrschaften, hier ein Spiel Karten —“, des jungen Mannes Stimme zittert ein wenig, doch er errät jede Karte meisterhaft. Nur als er am Schlusse seiner Kunst einen Knoten, geschürzt aus den Enden zweier Taschentücher, hinterm Rücken mit einem Ruck lösen will, gelingt es nicht. Aber niemand lacht. Es ist ein durchaus verständnisvolles Publikum versammelt, das die Tüde des Objekts aus eigener Erfahrung kennt. „Er wird es schon noch lernen“, meint die erste Sesselreihe wohlwollend, „der Nächste, bitte!“

Der Nächste ist ein älterer, be-leibter Herr, der sehr wohl im nüchternen Leben einen Postkontrollleur abgeben könnte. Er baut sich mit linker Hand einen schwarzlamtenen Altar auf, an dem vier Kartenbilder leuchten, die aber nicht zu sehen sind, weil ihre Rückseite schwarz ist wie der Saum der Altardecke. (Nur der blinde Berliner Altmeyer sieht!) Sie, denn er war es, seine Zauberfabrik, welche die Rückseiten mit schwarzer Tusche bemalte.)

„Verheirathetes Publikum“, ruft der Postkontrollleur in den Saal, „ich muß stets einige holde Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes um mich sehen —“

„Ach, Sie Schwärmer!“ stößt da seine Gattin verabredungsgemäß im Zuschauerraum. Alles lacht. Es klappt aber auch vor-züglich, denn vier junge Damen auf einmal zaubert sich der Herr Postkontrollleur durch eine kaum merkbare Manipulation auf seinen geheimnisvollen Samtaltar, nämlich: Die Herzdame, Karo-, Bique- und Treffdame. Man lächelt entzückt, vergißt auch nicht zu klatschen. Altmeyer Conradi-Horst schmunzelt; er kann zwar die Kartenbilder nicht sehen, aber er vernimmt den Applaus für seinen gelehrigen Schüler. Weitere Nummern folgen. Wunder über Wunder offenbart sich, Zauberinstrumente blitzen, — Geschwin-digkeit ist keine Hexerei, ist Trumpf. Beifall beläuft jede Nummer, auch wenn sie nicht ganz klappt, und die erste Sesselreihe wiegt die Köpfe, wie das Prüfungs-kollegium des weifand Hieronymus Söbites.

Da entschließt sich plötzlich einer der hohen Professoren der „Schwarzen Magie“ selbst zu einem Gast-spielauftritt. Vielleicht zur An-

fast jeden von uns begleiteten in der Jugend Großeltern und alte Verwandte, die ein uner-schöpflicher Born ebenso alter Ge-schichten und Erlebnisse waren. Schönste Kindererinnerungen, in dämmeriger Stunde dichtgedrängt um einen der sieben alten Menschen zu sitzen und dessen Erzählungen zu lauschen. In diesen alten Erzählungen des Vormärz lehrte regelmäßig immer und überall ein bestimmtes Erlebnis wieder: die Hungersnot. Die schreckliche von 1817 und 1818 war zwar schon in den Erin-nerungen verblaßt, aber lebendig die von 1830, von 1840, ganz frisch die von 1845, von 1847. Ja, es gilt als Tatsache, daß das tolle Jahr 1848 niemals gekommen wäre, wenn nicht ein paar Jahre vorher immer wieder die Miß-ernte gewesen und es keine Kar-toffel gegeben hätte. Nach 1850 aber hat, wenigstens Deutschland keine allgemeine Mißernte mehr gehabt, und das stets drohende Gespenst der Hungersnot war gebannt. Warum? Das wußten die Erzähler dieser alten Erlebnisse nicht, wir Menschen von Heute aber wissen es und denken nur nicht daran, daß man das der Fortschrittsära des Bür-gerlichen Zeitalters von 1850 bis 1880 verdankt, und namentlich einem Manne, der mit Recht als einer der größten Deutschen ge-priesen werden sollte: Justus v. Liebig, ein einfaches Kind aus dem Volke, der zum Welt-ruhm aufstieg.

Wodurch er die Hungersnot der Friedensjahre verschonte, das lohnt sich schon wieder einmal zu erzählen, denn unser Geschlecht ist im Begriff, es allmählich zu ver-gessen.

Vor Liebig's Tagen war Land-wirtschaft die Idylle selbst, das geruhlsamste Geschäft, das einer betreiben konnte. Vom Vater übernahm es der Sohn und das Geschlecht sah oft schon seit unvor-denkllichen Zeiten auf derselben Scholle in behäbiger Dreifelder-wirtschaft, ließ stets ein Drittel des Besitzes im Jahre brach liegen und führte auf den anderen zwei Drittel fleißig den Stall-dung, so lange einer da war. Alles andere überließ man Gotte: Segen und dem erhofften guten Wetter. Was wuchs, das sah man auf und den Ueberfluß trug man zu Markte und freute sich, wenn noch ein Baken übrigblieb. Dieser patriarchalische Betrieb ließ den Menschen viel Zeit, und so konnten sie genugsam Betrachtungen anstellen darüber, wie die Zeiten immer schlechter würden. Denn es blieb ihnen nicht verborgen, daß die Acker allmählich immer weniger trugen. Gab es dann abendrein ein zu trodenes Früh-jahr oder ein allzu kühles und nasses, dann stand die Hungers-not vor der Tür.

Es war ein fester und uner-

schütterlicher Glaubensartikel, daß der Boden allmählich verarmen müsse. Wenn man einmal ein paar Geschlechter lang auf ihm sah, dann wurde er ausgebraucht und es mußte Neuland her. Da-her erweckte jedes neuentdeckte Land größte Aufmerksamkeit. Dort mußte es noch reiche Ern-ten geben, dort wächst alles von selbst, so hieß es, und der Aus-wanderer war kein Ende.

Die Herren in der Stadt sahen das allmähliche Verarmen des Landes auch und philosophierten darüber. Damals wurde der Satz ausgebracht, jede Kultur trockne ein Land aus und zerstöre es. Das sei nicht anders möglich. Daraus müsse man sich fügen. Humus sei der Bodenschatz, der die Ernten gewährleiste, aber er werde allmählich aufgezehrt; durch Stalldüngung und Brache könne man dem wohl entgegen-arbeiten, aber nicht für immer. Humusverarmung sei das unaus-bleibliche Los aller Kulturländer.



Justus von Liebig

Alle Welt glaubte das, nur der junge Liebig nicht. Er war Chemiker, darum betrachtete er die Frage chemisch.

Wie jeder große Neuerer, fing er mit dem Abc der Dinge an. Fragte die Getreidepflanze selbst; was ist Du? Und analysierte als Chemiker die „Boden-lösung“, die sie mit ihren Wurzeln aufsaugt. fand darin Salze. Bog und rechnete und fand eines Tages davor zu wissen: auf einem Hektar mit Kartoffeln bestandenem Acker haben die Pflanzen in einem Jahr 160 kg Kali, 50 kg Kalk, 40 kg Phosphor und 90 kg in Gestalt von Salpeter Salzen verzehrt. Der Bauer hat sie als Ernte abgeholt und verkauft. Im Stallung hat er von diesen Kern-nährstoffen nur einen Bruchteil, noch nicht die Hälfte wieder auf das Feld gebracht, er hat also seinen Acker beraubt, und wenn er das Jahr um Jahr fortsetzt, muß der Acker ärmer und eines Tages sogar unfruchtbar werden.

Da war das Geheimnis ent-schleiert, warum „Kultur“ die Länder allmählich aufzehre. Eine sehr nüchterne Erklärung hatte Liebig dafür gegeben. Raubbau trieben unsere Bauern, so sagte er und bewies es mit nicht wi-derlegbaren Zahlen. Was soll man dagegen tun? Nichts ein-facher als das. Wir können ja in Fabriken Kalk- und Kali- und Phosphorsalze herstellen und Sal-peter holen. Die streuen wir also „Kunst-dünger“ in dem Maße auf die Felder, wie wir sie aus-geplündert haben, dann bleibt das Gleichgewicht für alle Zeiten erhalten. Das war die Geburts-stunde der Kunstdüngerindustrie, die sich zunächst gegen Wider-spruch und Boßhaftigkeit durchzu-setzen hatte, aber dann doch siegte und heute in unserer Wirtschaft ein Faktor ist, der jährlich mit Hunderten von Millionen Mark rechnet.

Eine prachtvolle Sache das, ein-fach durch Versuche festzustellen, was und wieviel jede Ackerpflanze verzehrt und danach die Salz-mischungen anzufertigen, die man nötig hat. Futter- und Zuder-rüben verbrauchen viermal so viel Kali wie der Weizen, die Kartoffel dreimal so viel, also muß man ihnen Kalidünger geben und den Zuckerrüben Kalk dazu, von dem sie zehnmal mehr essen als der Weizen. Erbsen, Bohnen und Alee wieder brauchen kaum Stick-stoffdünger, denn sie versorgen sich selbst, wohl aber brauchen ihn Roggen, Gerste, Hafer, Weizen, Kartoffeln und Rüben in einer aufsteigenden Reihe. Und ein wenig Phosphorsäure und Kalk, den Hülsenfrüchten und den Wie-sen sogar eine mächtige Portion, muß man allen geben. Es wurde daher fleißig gemischt: Thoma-mehl und Superphosphat, Chilesalpeter und später Kalistickstoff, gebrannter Kalk und Kalisalze waggonweise auf die Felder ge-führt. Fabrikationsabfälle und Bergwerksabraum wurden da-durch zur Goldgrube, Schiffs-ladungen von Salpeter schwam-men von Chile übers Meer, bis man lernte, aus dem Stickstoff der Luft unmittelbar Salpeter herzu-stellen und der Erfolg? Rund um ein Drittel hat Lie-big's Tat die Welt ernten ge-steigert. Das bedeutet: durch den Kunstdünger wuchs auf dem gleichen Flächenraum, ohne daß man mehr Neuland brauchte, um 30% mehr als vordem. In Geld ausgedrückt: das war eine in die Praxis umgesetzte wissenschaftliche Theorie, die jährlich etwa 3000 Millionen Mark brachte. Liebig ist einer der größten Wohltäter, die der Menschheit je geboren wurden.

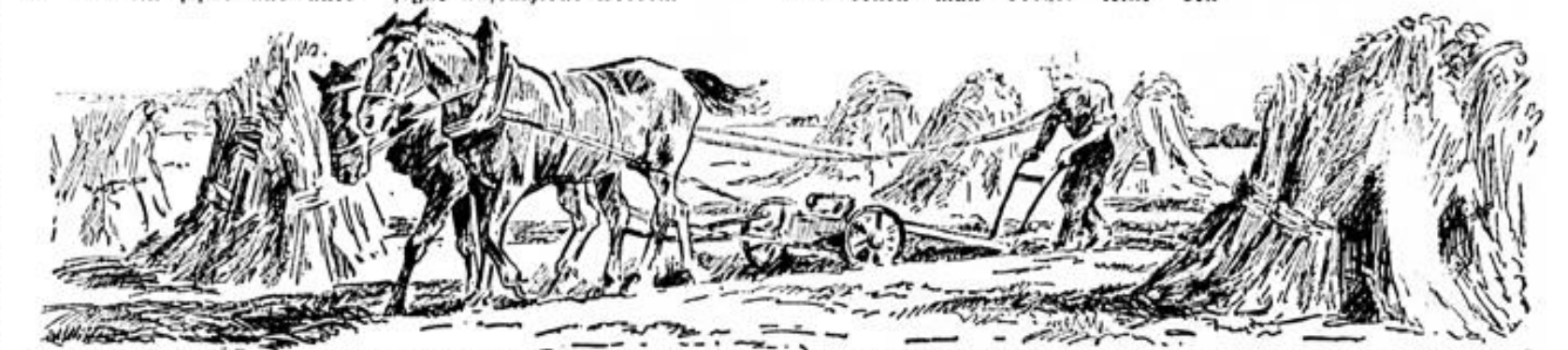
Seit Liebig sehen wir ganz ge-nau hinein in das geheime Le-bensgetriebe der Pflanze, und es haben sich da Dinge erschlossen, von denen man vorher keine

Ahnung hatte. Man sagt, daß Kalk es ist, durch dessen Genuß die Rübe den Zucker, das Getreide die Stärke erzeugt, weshalb Kalk-gaben auch den Obstbäumen nö-tig sind; der Kalk wieder bildet Holz, daher verleiht er den Pflan-zen Festigkeit, auch begünstigt er die Blütenentwicklung und be-schleunigt die Samenreife, schließ-lich verbessert er den Boden. Auch Phosphorsäure wirkt reisebeschleu-nigend, und mit Kalk zusammen verleiht sie dem Getreide feste Halme. Noch wichtiger aber ist der Erfahrungssatz: Ohne Phos-phor kein Elweiss! Dazu braucht jede Pflanze auch den Stickstoff, der ähnlich wie Phosphor na-mentlich in Verbindung mit ihm wirkt.

Es ist da eine erstaunliche Wis-senschaft entstanden, die den Men-schen erst jetzt wirklich zum „Herrn der Erde“ machte. Aber gerade durch dieses Wissen sah er auch wieder in die ihm gesteckten Gren-zen hinein. Denn wenn er zu-nächst im ersten Ueberschwange dachte, daß doppelte Kunstdünger-gaben doppelte Ernten und drei-fache eine dreimal höhere Ernte geben würden, so belehrte ihn die eigenwillige Pflanzennatur bald eines Besseren. Schon Liebig selbst erkannte das rätselhafte „Geseß des Minimums“, das allem Dingen sehr bald seine Grenze setzt. Er erfuhr es noch selbst, daß die Höhe des Ertrages stets von dem Nährstoff abhängt, welcher der Pflanze in der ge-ringsten Menge zur Verfügung steht. Hat sie alles genügend an Phosphor, Stickstoff, Kalk, aber es fehlt an Kali, so leidet es trotzdem Mißernte. Stets bestimmt das, was der Boden als Minimum enthält, die Ernte. Das macht die Kunstdüngung zu einer schwe-riegen Sache, denn jeder Boden ist anders, und bei jedem Frucht-wechsel ändern sich die Verhält-nisse.

Wir haben um ein Drittel mehr zu essen, damit müssen wir uns bescheiden. Mehr zu errei-chen, scheint auf diesem Wege nicht mehr möglich zu sein, denn der Ackerbau kann sich seit Jahrzehnten gerade nur noch halten, und die Landwirtschaft wäre in keine Krise geraten, wenn er sich in dem gleichen Maße fortgesetzt hätte, wie in den Anfangsjahrzehnten der Kunstdüngung.

Und wenn auch durch zuneh-mende Bildung und Aufklärung der Landwirte der Segen der rich-tigen Kunstdüngung noch ver-mehrt werden kann, die Steige-rung der Ernte also zum guten Teil eigentlich eine Bildungs-a-fraße geworden ist, so bilden die Wissenden doch wieder lehn-süchtig nach einer neuen Liebig-tat aus. Wer hier nochmals der gleichen Steig erringt, wird von der Menschheit neuerdings als ihr größter Wohltäter gepriesen wer-den.



eigerung des Nachwuchses, um so etwas wie ein gutes Vorbild an-zugeben. Vielleicht aber auch, weil er es nicht mehr aushält, nur stummes Publikum zu spielen. Mäuschenstill wird es im Saal; die Meister spitzen die Ohren; ganz leises Geflüster auf den Lehr-lingsbänken.

Auf dem Podium hebt ein Spiel an, das alte, verklungene Kinderzeit wieder lebendig macht. In graziösen, tänzelnden Schrit-ten bewegt sich ein Männchen mit weißem Spitzbart hin und her, als wolle es ein Menuett mit In-suländer und Zauberhas einproben,

stülpt abwechselnd rechts und links die Rockärmel hoch und näseln in gewundenen, langatmigen Sägen, die von Interpunktionszeichen starren, die Begleitung zu seiner Fingerfertigkeit. Ein Geldstück greift er aus der Luft, zaubert es in seinen Zylinder. Ein Regen von Talerstücken folgt ein, der alte Herr kann das Geld gar nicht schnell genug in seinem Hut auf-fangen. Unausgeseht plappert sein Mundwort die Begleitung — eine auswendig gelernte Rede aus einem Zauberbuch von anno da-mal; Redewendungen und Flos-seln aus der Zeit unserer Groß-

väter, umspannen den Wit da-maliger Vorfstellungskunst. Ein tiefer Krachfuß beschließt die Dar-bietung. Mit jener hoheitsvollen Würde, die nur die tiefste, inner-ste Ueberzeugung vom Werte des eigenen Ich verschafft, und unter tosendem Beifall nimmt er wie-der in der ersten Sesselreihe Platz. Das Programm geht wei-ter, und mit ihm das Examen der Kandidaten für „Schwarze Kunst und Magie“. — Väterlichem Dis-letantismus entringen sich neue, junge Meister. Künftige Fatire, Illusionisten und Schwarzbe-fracht Zauberer werden aus der Taufe

gehoben, die vielleicht noch ein-mal Größen im Reiche des Ma-gietés sein werden.



SCHICKSALSWEGE

Der Woltjäger

Ein sibirisches Menschenjagd

Raum eines meiner zahllosen Erlebnisse im sibirischen Urwald hat einen so tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht, wie das Zusammentreffen mit einem merkwürdigen Menschen mitten in der Wildnis der Taiga, ein Zusammentreffen, das von ganz besonderen und tragischen Umständen begleitet war. Ich will es in aller Kürze berichten:

Nach tagelangen Wanderungen durch die unendlichen Wälder, die sich längst des Tagul hinzogen, hatten wir am Fluß, wo

Namen zu nennen. Der sonderbare Fremde, der uns seinen wirklichen Namen verschwiegen hatte, — denn Bessfamiliß bedeutete einfach „ohne Familie“ — murmelte etwas wie „Sehr erfreut“ und begab sich nach knapper Verbeugung in seine Hütte zurück. Ich schloß die Fenster, legte noch einige Holzstücke auf das Feuer, wünschte kurz „Gute Nacht“ und drehte sich, scheinbar schon im Einschlafen, zur Wand.

Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. Gegen Morgen erhob sich der seltsame Gast, kochte, lautlos am Herd hantierend, seinen Tee und war ein paar Augenblicke später schon vor dem Hause. Vom Fenster aus sahen wir ihn

„Sie haben sich nicht getäuscht. Erschrecken Sie nicht, es ist nicht so schade darum, wenn ein Bessfamiliß stirbt. Einmal mußte es ja kommen. Lassen Sie es nur gut sein.“

Er sprach ganz ruhig und abgemessen. Wir versuchten ihm Mut zu machen. Wer wolle gleich ans Sterben denken, der Wolt müsse ja nicht gerade tollwütig sein.

„Doch, meine Herren, er muß! Haben Sie schon einmal gehört, daß ein Wolt im Sommer einen Menschen anareißt, wenn er nicht die Wut hat?“

Wir schwiegen. Was hätten wir erwidern können?

Unerwartet fing der Kranke wieder an: „Sie wundern sich über mich. Vielleicht haben Sie ein Recht, ein wenig mehr von mir zu wissen. Nun gut: Daß ich nicht immer hier in der Wildnis gehaust habe, das denken Sie auch so. Sie haben recht. Vor zehn Jahren war ich Offizier in einem anständigen Regiment und wurde schließlich nach Sibirien versetzt. Nicht ganz ohne Schuld vielleicht. Aber es war wirklich

nicht allzu schlimm. Kurz vorher hatte ich geheiratet, eine junge, kleine, entzückende Frau. Nach einem Jahr schenkte sie mir in dem verfluchten Grenzgebiet, in dem wir mit meinen Kosaken hausten, ein kleines Mädchen. Ach, meine Herren, Sie hätten die Kleine sehen sollen, als sie drei Jahre alt war! Nie gab es ein schöneres Kind!“

Der Kranke schloß eine Weile seine Augen. Wie ich ihm die Hände zogen, die Falten über seine Stirn, dann fing er wieder an:

„Eines Tages, im Dezember, kurz vor Weihnachten, fuhr ich in die Stadt, um für meine Frau und die Kleine allerlei einzukaufen. Unser Mädchen sollte bald einen kleinen Bruder bekommen. Lassen Sie es mich kurz machen: Als ich fort war, spürte meine Frau, daß ihre schwere Stunde komme. Sie schied um eine Nachbarin. Wie dann alles kam und wie die Kleine auf die Straße gelangte — sie wollte ihr Väterchen suchen, den ganzen Nachmittag hatte sie davon ge-

plappert — das weiß ich nicht. Sie kam nicht mehr zurück. Die Wölfe! Die Wölfe!“

Er riß sich herum und stöhnte. Nach einer Weile, während wir erschüttert das aufgewühlte Gesicht des Sprechers betrachteten, fuhr er leise fort: „Meine Frau ist dann auch gestorben, acht Tage nachher. Sie hat es nicht überlebt. Das Kleinste war schon tot auf die Welt gekommen. Sehen Sie, da bin ich Woltjäger geworden. All die Jahre habe ich seither in Wald und Steppe gehaust. Ich habe es ihnen heimgezahlt! Aber nun hat es auch mich erwischt.“

Er befiel recht. Stefan Wassiljewitsch Bessfamiliß starb wenige Stunden später einen schweren Tod. Am Tagul steht ein Kreuz, viele hundert Werst von allen menschlichen Behausungen entfernt, am Rande der Taiga. Und über dem Grab schallt triumphierend allnächtlich das schaurige Geheul der Wölfe, die Leben und Glück vernichteten, ihm und hunderttausenden Namenlosen in der Wildnis.

J. Vetter



Bleich und wankend, auf einen Stock gestützt, trat er ein

wir nach Gold suchen wollten, ein auffallend gut in Stand gehaltenes Blockhaus gefunden und bezogen. Verwundert waren wir nur darüber, daß wir wohlgeschlichtet Holz voranden, vor allem aber Geschirr, eine Pfanne und einen Teefessel, alles sauber gepußt. Ueberhaupt machte das Ganze den Eindruck, als sei der Raum erst vor noch nicht langer Zeit verlassen worden.

Tagelang ließ sich auch kein Mensch blicken. Aber eines Abends hörten wir plötzlich Schritte, die sich unserem Blockhaus näherten.

„Wer da?“ ertönte draußen eine tiefe, ruhige Stimme. „Staratill, arme Goldwäscher“, antwortete Semjon Pawlowitsch. Ehe wir zu einem Entschluß kamen, hatte er schon die Tür geöffnet und war hinausgegangen.

Die Situation löste sich höchst friedlich. Semjon Pawlowitsch kam mit dem Fremden herein. Bald hörten wir, daß der Angekommene seit mehr als einem Jahre das Blockhaus als Standort benutzte.

Wir hatten Zeit, ihn zu mustern. Es war ein großer, fast hünenhafter Mensch mit scharfen, harten Zügen und einer tief durchfurchten Stirn, vielleicht vierzig Jahre alt. Er mochte unsere forschenden Blicke bemerken, denn plötzlich stand er auf, trat vor uns, nahm eine militärische starre Haltung an, verbeugte sich kurz. „Gestatten die Herren, Stefan Wassiljewitsch Bessfamiliß.“ Wir waren derart verblüfft, daß wir fast vergaßen, auch unserer Miths wenigstens andeutend unsere

nach wenigen Minuten in der Taiga verschwinden.

„Mein Gott!“ flüsterte Semjon Pawlowitsch und hatte ganz verstörte Augen. „Hoffentlich kommt er nicht wieder.“

Aber Stefan Wassiljewitsch Bessfamiliß kam wieder, kam oft wieder, unregelmäßig, einmal nach fünf Tagen, dann nach vier, dann waren nur noch zwei Tage Zwischenraum.

Stets verlief Abend und Nacht in gleicher Weise.

So vergingen Wochen. Da erschien er eines Nachmittags zu ungewohnt früher Stunde, bleich und schwankend, schwer auf einen Stod gestützt. Als er näher kam, sahen wir, daß sich vom rechten Oberschenkel ein breiter brauner Streifen Blutes zog. Raum in der Hütte, brach der Fremde zusammen.

„Am Gotteswillen!“ schrie Semjon Pawlowitsch auf. „Er stirbt!“ Vorsichtig blickten wir den Ohnmächtigen auf sein Lager. Im Oberschenkel fanden wir eine schwere, schon entzündete Wundwunde. Wir wuschen sie aus, desinfizierten sie, so gut es ging, und legten einen Verband an. Indes war das leise Stöhnen des Verletzten verstummt. Scheinbar schlief er.

Am kommenden Tage hatte er hohes Fieber. Wir gaben Chinin. Die Temperatur sank langsam. Mein Gefährte sprach halblaut mit mir, sprach vorsichtshalber französisch. Der Biss scheint von einem wutranken Wolt herzu rühren. Dann sei unsere Kunst allerdings umsonst.

Der Kranke lächelte. „Meine Herren“, sagte er und sagte es in einem leichtfließenden Französisch,

Die mutigen Frauen des Äquators

In den nordwestlichen Ausläufern der Ahiplains traf ich sie unvermutet auf der Jagd. Sie schienen sich gerade mit einem Massai-Krieger, der ihr als Führer diente, zu verständigen — wenigstens den Versuch dazu zu machen. Rant und schlant, braun verbrannt, sah sie da in ihrem kurzärmeligen, hellgrünen Khaki. Etwas weiter rückwärts stand das Zelt unter breitblättrigem Dornbaum. Dort hantierten die Boys und breiteten unter Anleitung ihres Begleiters ein frisches Löwenfell aus.

Gastfrei lud man mich ein. „Sie müssen meinen kleinen Simba sehen! und eine Tasse Tee nehmen — wollen Sie?“

Simba, der kleine Löwe, war ihr Stolz. Friedlich jagte der kleine Wüstenkönig mit ihr herum, und es war die Frage, wer mehr Gewandtheit dabei zeigte: er oder sie.

Als ich dann aber ihrem Begleiter zu dem kapitalen Löwen gratulierte, dessen Fell er in Bearbeitung hatte, schüttelte er seinen sonnverbrannten, wie mit Leder überzogenen Kopf — wies zu ihr hinüber und brummte: den habe sie geschossen. Was? — Ja, wahrhaftig, und er wäre nicht einmal dabei gewesen, habe gerade fallen nachgesehen, die sie am Abend vorher gemeinsam gestellt hätten. Da wäre sie mit ihrem Gewehrträger etwas in der Gegend umhergestrichen, um ein Stück Wild für die Küche zu schießen. Fast in Sichtweite des Lagers seien sie an einer Regenerinne auf den Simba gestoßen. Sie schoß, traf — doch der schon auf der Flucht begriffene Löwe warf sich herum, sprang den Boy an, der instinktiv die Schrotflinte, die er trug, dem Löwen in der Abwehr quer in das mächtige Gebiß stieß. Im Sprunge aber hätte das Raubtier schon seine Kugel ins Genick bekommen, von ihr, die nur drei Schritte abseits stand. Dem Boy ginge es übrigens gut, wenn er auch auf der Brust tiefe Reizwunden hätte. — „Ja“, ergänzte sie, „ich hatte mich mal wieder hinreißten lassen, hatte mir schon geschworen, nur noch im Notfall auf Löwen zu schießen. Dies war nun mein fünfter und stärkster von allen, aber was hat man schließlich davon? Nachher liegt hier ein Haufen Knochen und Fleisch und dort ein Fell, das weiß Gott doch wirklich nicht schön zu nennen ist!“

Afrikanische Jägerinnen gibt es mehr als man annimmt. Nicht nur Engländerinnen, nein, auch

Deutsche — diese natürlich mehr vor dem Kriege, als wir noch unsere Kolonien hatten. Es gab viele unter ihnen, die ihr Nashorn, ihre Elefanten, ja sogar den Büffel zur Strecke gebracht hatten.

Seit Jahren schon sieht die Frau des bekannten Tierfilmers und Jägers Johnson dort draußen im Busch zu den Füßen des Mount Kenya, des Bergriesen, dessen mit ewigem Schnee bedeckte Spitze aus wildromantischer Gegend heraus in das Blau des Äquatorhimmels ragt.

In dieser Gegend spielte sich im Jahre 1925 ein schauerliches Jagddrama ab.

Die Jägerin, die ganz Afrika von Westen nach Osten durchzogen hatte, wollte den einsamen Bergriesen besteigen. Im Vorgelände aber, in der Nähe der großen Fahrstraße, die zur Station führte, geht sie ein Nashorn an. Sie schießt — trifft jedoch das Tier nicht tödlich, wird geschleudert, zertrampelt. Kurz nachher kommt ein Auto vorbei, ein Freund des Bezirkschefs mit seiner Frau. Das Nashorn geht den Wagen an: der Lenker springt heraus, schießt — er findet sein Ende unter den kurzen, schweren Säulen des Nashornbullen. Seiner Gattin gelingt es mit dem Boy, nach der Station zu entkommen. Nach Stunden erscheint die Jagdgefellschaft und gibt dem noch auf dem Blase liegenden Schwerverletzten Tier den Todesstoß.

Kein Jahr vergeht, ohne daß nicht ähnliche Nachrichten von Unglücksfällen durch die afrikanischen Zeitungen gehen. Es ist ja auch schließlich etwas anderes, einen Rehbock, einen Hirsch auf die Fede zu legen, als sich an Elefanten, Löwen und Büffel heranzuwagen. Aber das ist gerade der Reiz afrikanischer Jagd, daß man es mit wirklichen Gegnern zu tun hat, und der Büffel ist unter all diesen wohl der gefährlichste. Manche Büffelhorn, manche Trophäe von Nashorn und Elefanten schmücken die Jagdzimmer afrikanischer Jägerinnen.

Einst traf ich auf einem Fest in dem Hotel einer der Küstentäler Ostafrikas eine braun-gebrannte schlanke Dame. Ein Schneeleoparden-Fell lag über

ihren Schultern zum Schutz gegen die Abendkühle, und am linken Unterarm trug sie einen eigentümlichen, großen Eisenbeinring, der fast vom Handgelenk bis zur Ellenbogenbeuge hinaufreichte. Und dann erfuhr ich von ihr, daß sie den Schneeleoparden, der wohl das schönste Fell aller Tiere hat, in Indien in wilder Bergeshöhe erlegt hatte. Ihr ganzer Eisenbeinring — und sie besaß alles, was eine Dame in Toilettengegenständen und Schmuck nur gebrauchen kann — war aus Eisen.



Simba, der kleine Löwe, war ihr Stolz

bein, das von Indern nach ihren eigenen Angaben geschnitten wurde. Es war das Eisenbein von Elefanten, die sie selbst erlegt hatte. Im ersten Augenblick glaubte ich, als ich mir das schlanke Verjüngte ansah, an Jägerlaken. Doch ein Blick auf das scharfgeschnittene, energische Gesicht mit der verbrannten, pergamentierten Haut und die knappe Art ihrer Sprechweise belehrten mich eines anderen.

Afrikanische Jägerinnen: tapfere Frauen, die die Gefahr suchen und in ihr bestehen, die in Fels und Busch dem Feinde auf lauern. Anders sind sie als unsere Jägerinnen in roten Lederstiefeln, die einem harmlosen Hasen mit Schrot Nr. 3 gefahrlos eins auf den Pelz brennen, zum Zeitvertreib an einem Sonntagmorgen.

E. v. Aopen

Inhaltsangabe:

Von Ihrer Ehe enttäuscht, beschließt Angela Freymann, ihren Mann auf Gut Mingen in Ost-Friesland heimlich zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln. Ihre Flucht wird durch das Erscheinen eines Unbekannten gestört. Angela erfährt, daß der Fremde mittelst Fallschirm in der Nähe gelandet ist, um auf das Gut zu gelangen.

(2. Fortsetzung.)

Als Angela wieder zu dem Fremden trat, und als er den Keller zurückließ, mit einer Bewegung, die besagte, daß er nun fertig sei und damit auch sein Aufenthalt im Gutshaus ein Ende erreicht habe, verziet sie mit keiner Miene, was sie soeben vernommen hatte. Sie lächelte und meinte, er solle nur bleiben, er habe ja noch nicht einmal einen Schluck Rotwein getrunken.

„Und dann lasse ich Ihnen drüben im Schweizerhaus aufbetten, damit Sie nicht gleich weiterziehen müssen. Wo haben Sie eigentlich Ihr Gepäck gelassen?“ Damit ließ sie sich nieder, stützte den Kopf in die Hände und sah ihn mit ganz anderen Blicken an als vorher. So entging es ihr nicht, wie er verlegen wurde.

„Gepäck... was denken Sie von einem Warne, der zu Fuß über die Straßen wandert? Das bißchen, das ich hatte, ist auf dem Lastauto geblieben. Na, ein Unglück ist das nicht, die Leute werden es im nächsten Ort abgeben. Außerdem kann ich doch überall das Nötigste kaufen.“

Wie er log! Aber es war ein lebenswürdiges, durch Hemmungen angenehm abgeschwächtes Lügen. Angela war überzeugt, hätte sie jetzt gesagt: „Das ist doch alles nicht wahr“, dann wäre er sofort bereit gewesen, seinen Schwindel einzuge stehen. Sie hütfete sich aber, ihn ruhig zu machen.

„Wandern Sie nur durch das Land, um es kennenzulernen?“ lenkte sie ab.

Er atmete auf. Romisch, wie er das schlecht verbar. Er war froh, über das kritische Thema hinweg zu sein. Viel ist ja in diesem Lande zu sehen, gnädige Frau, aber ich will ans Meer. Vielleicht hinüber nach Balttrum. Ich habe die deutsche See lange nicht genossen, habe ein paar Jahre im Ausland gelebt. Wenn Sie wüßten, wie mir zumute war, als ich wieder deutschen Boden unter den Füßen hatte.“

Das ist wahr, ging es Angela durch den Kopf, da spricht er etwas aus, das ihn ganz erfüllt. Dieser Enthusiasmus ist nicht erheuchelt. Natürlich, ihm war wohl zumute, als er deutschen, festen Boden unter den Füßen spürte.

Rohde fühlte nicht ihr heimliches Belauern. „Leben außerhalb der Heimatgrenzen ist entsetzlich“, nahm er wieder das Wort, nachdem eine kleine, von Angela verschuldete Pause eingetreten war, „ich habe das gründlich kennengelernt. So schön wie eine deutsche Heide am Meer ist kein anderes flaches Land weder in Südamerika, noch in USA, oder auch näher bei uns, in der Bretagne. Überall ist Fremde.“

„Darf ich nach Ihrem Beruf fragen?“

Er schien überrumpelt. Dauchte nach. „Eigentlich bin ich Ingenieur. Aber ich habe jetzt eine Stellung an einem Industrie-Unternehmen im Rheinland.“

Da war wieder die Beengtheit, die in ihm das Unwahre erzeugte und die Angela mehr fühlte als sah oder hörte.

„Die meisten Menschen wissen nicht, was sie mit ihrem Urlaub anfangen sollen“, plauderte er weiter, „das heißt, sie glauben es zu wissen. In Wahrheit bleiben sie Herdenvieh, sehen sich in überfüllte Seebäder oder wandern in Scharen durchs Gebirge. Ich suche dann immer das Alleinsein. Eine alte Regel lautet, daß man sich nur

findet, wenn man allein ist. Und wir finden uns zu wenig...“

„Diese Weisheit ist sehr alt. Aber Sie trinken noch immer nicht.“

„Ich habe Wasser getrunken. Mit dem Wein stehe ich auf Kriegsfuß.“

„Sie sind doch nicht etwa Antialkoholiker?“



Es schien Angela, als spielten zwei elende Komödianten eine Szene, die sie vorher verabredet

„Alles andere eher! Ich habe einmal recht gern getrunken. Aber Sie müssen verstehen, gnädige Frau, daß man seinen Feind meidet, wenn man ihn kennt. Ein paar Gläser Sekt und mehrere Gläser guten, französischen Kognat haben mir einmal übel mitgespielt. Waren schuld daran, daß ich... Aber was erzähle ich Ihnen da“, er schien aus einer Stimmung zu erwachen, in die er unversehens geraten war, „das ist doch für Sie Schall und Rauch. Und für mich vergessen, begraben... Es ist verständlich, dachte Angela, wie man sich von einem einlangen lassen kann, der Komödie spielt, der nicht ist, als was er sich ausgibt, und sicherlich etwas im Schilde führt, das jenseits der Grenze bürgerlicher Rechte liegt. Von meinem Manne will ich fortgehen, weil er lügt. Und den hier höre ich an und bin gleich ihm traurig, wenn er von einer Erinnerung spricht, die ich nicht einmal kenne.“

Sie nahm sich vor, jede ihrer Regungen zu kontrollieren. Wieder meldete sich in ihr diese unbestimmte Angst vor dem Fremden. „Sie werden müde sein... ich lasse gleich Ihr Zimmer zurechtmachen“, meinte sie, als könne sie sich damit am besten vor seinem Einfluß schützen.

„Ich bin durchaus nicht müde, gnädige Frau. Wenn Sie aber wünschen, daß ich schlafen gehe, werde ich mich fügen.“

Und wieder dieses Herausfühlen eines Empfindens, das hinter seinen Worten stand: er wartete auf irgend etwas, auf ein Ereignis oder eine Person. Denn er war abgespannt, das konnte er nicht verbergen. Und dazu war er erregt und blühte von Zeit zu Zeit zur Tür hin, als müßte sich dort jemand zeigen, auf dessen Erscheinen er rechnete.

„Welchen Sie nur, Herr Rohde... ich habe nicht immer Gesellschaft. Man ist beinahe nicht mehr daran gewöhnt, mit Menschen zusammenzusein, die von draußen kommen. Sind Sie über Berlin gefahren?“

„Nein... über Hamburg... ich hatte in Hannover zu tun“, stieß er hastig hervor, als fürchte er eine Falle oder wenigstens ein für seine Absichten bedrohliches Hindernis.

„Eine große Stadt“, sagte Angela nachdenklich. „Ich weiß schon nicht mehr, wie sie aussieht. Noch kein ganzes Jahr bin ich hier, aber es ist mir, als sei es eine ganze Reihe von Jahren gewesen. Man lebt hier langsamer und um so ausgiebiger. Alles dehnt sich in die Länge, alles wird nachdrücklicher, prägt sich so ein, daß man es kaum los wird.“

Warum sagte sie das alles? Sie erschrak selbst darüber.

„Sie sind mit Ihrem Leben nicht zufrieden“, ging der Mann mit dem scharf geprägten Gesicht darauf ein. „Selbst, wie ich das gleich erraten habe. Sie sind sehr stark, sehr aktiv, aber etwas hat

diese Kraft und dieses Positive in Ihnen beinahe getötet.“

„Das viele Alleinsein.“

„Verzeihen Sie, aber Sie sprachen vorher von Ihrem Mann.“

Sie schweig und schlug die Augen nieder. Schämte sich einer Andeutung, die ihr wie eine Albernheit vorkam. Was kümmerte ihr Leid diesen Unbekannten, der noch dazu alles andere eher als vertrauenswürdig war?

Als habe Rohde ein Stichwort gegeben, wurden plötzlich im Vorraum Schritte vernnehmbar; eine Stimme erklang, Freymann sprach mit dem Mädchen. Er fragte nach seiner Frau.

Angela richtete sich aus ihrer zusammengesunkenen Haltung auf, in der sie zuletzt dem Fremden gegenüber gesessen hatte. Was bedeutete diese frühe Rückkehr Roberts? Warum kam er zu einer Stunde, zu der er sonst Baron Haus niemals verließ? Es widersprach allen Gewohnheiten, die er in letzter Zeit angenommen hatte.

Die Tür wurde aufgerissen, Freymann trat ein.

„Also doch Besuch“, rief er von der Schwelle her, und in seinem Ton klang eine gewisse Befriedigung mit „guten Abend, Angela! Haut ist nicht auf dem Posten, hat mich für heute freigegeben. Ah... das ist ja nicht Röhler.“

Er blieb dicht vor dem Tische stehen, an dem Angela und ihr Gast aufgesprungen waren. Sein Blick musterte den Mann, er schüttelte den Kopf, kam noch

verlegen, er haßte sich in diesem Augenblick vielleicht selbst, da er unter den Augen einer Zeugin den Herrn des Hauses so begrüßen mußte.

„Da steht du einmal wieder, Angela, was eine Fügung ist“, wandte sich Freymann an die stumm Beobachtende, „hier stelle ich dir den tapfersten Hauptmann der alten deutschen Armee vor, meinen lieben Hansjürgen Rohde, der viele Monate mit mir im gleichen Koldampf geblasen und die gleichen Tierchen dressiert hat, an denen es damals nicht gemangelte hat. Nicht wahr, Rohde, das stimmt doch?“

„Na und ob das stimmt, Freymann. Bis mich die Engländer angeschlossen, hat uns nichts trennen können.“

„Du hast mir noch nie von deinen Kriegserlebnissen erzählt, Robert“, sagte Angela mit leisem Vorwurf.

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Finde es überflüssig, davon zu reden, mein Kind. Gut, daß es hinter uns liegt. Nicht wahr, Rohde, wir wollen diese Zeit ruhen lassen?“

Der andere bejahte, aber Angela nahm wahr, wie er nach ihr hinblickte, mit einem ängstlichen Forschen, das ihr Mitleid erweckte.

Freymann nötigte seine Frau und den angeblichen Kriegskameraden, sich wieder niederzulassen. „Das ist einmal ein Abend, den ich mir gefallen lasse.“ Er brachte Plattsheiten, banale Ausdrücke, die



»Leben außerhalb der Heimatgrenzen ist entsetzlich, sagte Rhode

näher, nannte flüchtig seinen Namen.

Dann lachte er plötzlich auf, mit einer schlecht gespielten Sozialität. „Ist denn das möglich... Hansjürgen Rohde... mein alter, lieber Freund und Kamerad Rohde.“

Er stürzte auf den schlanken Menschen zu und schloß ihn in die Arme.

„Freymann... Sie...?“ presste der hervor.

Die beiden Männer begrüßten sich mit ungewöhnlicher Herzlichkeit.

„Alter Junge, wie haben denn Sie sich in diese verwünschte Gegend gefunden?“

„Zufall... purer Zufall, Freymann. Komme zu diesem Wiedersehen wie im Schlaf.“

Sie standen einander gegenüber und tauschten ein paar Worte, durch die einer dem anderen sein Hiersein erklärte.

Angela war es, als besäße sie plötzlich die Gabe des Hellsehens oder als habe sich in dieser Minute ihr Verstand, ihr Ahnungsvermögen bis zur äußersten Fähigkeit gestelgert, Unterströmungen zu fühlen.

War das nicht schlechtes Theater, das sie soeben erlebte? Spielten hier nicht vor ihr zwei elende Komödianten eine Szene, die sie vorher verabredet, vielleicht bis auf jedes Wort und jede Bewegung eingeübt hatten? Ihr Mann hätte sie vielleicht täuschen können, kam es ihr gleich darauf zum Bewußtsein, aber er, der jetzt mit Licht gerötetem Gesicht einen Wortschwall Roberts über sich ergießen ließ, war nicht imstande, seine Rolle bis zur Vollendung durchzuführen. Er war innerlich

ihm sonst fremd waren. Schien in bester Laune. Und war doch nicht in bester Laune, denn er konnte mitten in einem Scherz seinen Gast mit einer gespannten Neugier messen, die Angela bemerkte.

Sie sah noch immer als Publikum dabei, das einem fesselnden Stüde bewohnte. Ihr Mann war der Regisseur, der Wortführer, das erkannte sie bald. Er hatte das Heft in der Hand, der andere sekundierte. Er antwortete oft nur, ging über alle Fragen leicht hinweg. Die Geschichte mit dem Lastauto, seine Stellung im Rheinland, seine Wanderung nach Balttrum, alles lehrte wieder. Ein Schüler schien hier sein Pensum zum zweiten Male herzusagen, mit lächelnder Miene, hinter der aber eine Verbissenheit lag, die Angela sich nicht erklären konnte.

„So schnell lasse ich Sie nicht wieder fort, Rohde“, rief Freymann mit einem Lachen, das freundschaftlich klingen sollte und Angela durch Mark und Bein ging, weil es grob und ungewollt gebieterisch war, „ein paar Tage müssen Sie bei uns bleiben. Nach Balttrum kommen Sie immer noch zurecht. Und das Meer haben Sie auch in der Nähe. Wenn ich zu tun habe, wird sich meine Frau um Sie kümmern.“

„Das nehme ich gern an“, gab der Gast zurück. Aber er sagte es so, daß es Angela wie eine schüchternen Weigerung vorkam oder wie ein Vorbehalt.

„Darauf müssen wir eine Glasche Sekt trinken“, schlug Freymann vor, der sonst merkwürdig nüchtern und beim Pokulieren zu-

rückhaltend war. „Bitte, Angela, lasse uns den Franzosen auftragen, den ich zu Weihnachten besorgt habe.“

Ganz wie auf der Bühne. Er benahm sich wirklich wie ein mächtiger Schauspieler. Hätte nur gelehrt, man hätte geschellt, die Tür wäre aufgegangen, und ein alter, vornehmer Diener wäre eingetreten, um nach dem Befehl der Herrschaften zu fragen. So weit aber ging die Illusion nicht, vielmehr wußte Angela, daß sich Hanne schon zu Bett gelegt hatte, und daß auch die Köchin unerreichbar war. Wortlos stand sie auf und ging, um das Verlangte zu holen. Und es schien, als werde ihr Fernbleiben für die nächsten Minuten von keinem der beiden Herren bedauert.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, verstummte Robert Freymann, der gerade wieder von der früheren Bekanntschaft mit Rohde gesprochen und alte Erlebnisse erwähnt hatte. Mitten im Wort brach er ab, neigte sich zur Tür und lauschte, ob sich die Schritte seiner Frau draußen vernehmen ließen.

Dann nahm sein Gesicht einen anderen, unfreundlicheren Ausdruck an, während sich die Rüge seines Gesichtes öfters verblüfften, gequält und verlegen wurden.

„Warum sind Sie so früh gekommen?“ ächzte Freymann über den Tisch hinweg. „Ich habe Sie nicht vor zehn erwartet.“

„Nicht meine Schuld, es wurde zu schnell dunkel, der Start mußte wenigstens bei sektem Tageslicht vor sich gehen.“

„Banhofen ist unzuverlässig.“ „Ich kenne keinen Mann dieses Namens.“

Der Hausherr stutzte. „Hätte beinahe vergessen... haben Sie mir nichts zu sagen?“ forschte er argwöhnlich.

„Gewiß: Boulevard Raspail, Rotisserie de Vigne, vor drei Wochen um Mitternacht.“

Der Dunkelhaarige überlegte. „Das stimmt. Dann hätte Ihnen Banhofen seinen Namen nennen können. Aber er hat vielleicht gefürchtet, sich Unannehmlichkeiten zu machen. Schnell, bevor meine Frau wiederkommt. Sind Sie über die Sache selbst informiert?“

„Vollständig. Aber mein Inlognito muß gewahrt bleiben.“

Freymann lächelte boshaft. „Welch schon, warum.“

„Was wissen Sie?“ entfuhr es dem schlanken, lehnigen Menschen, dessen Körper sich plötzlich wie der eines Kampfhahns spannte.

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen, Monsieur Rohde“, der Hausherr betonte den Namen, daß er den anderen wie ein Schlag ins Gesicht traf, „es ist jetzt nicht Zeit, sich darüber zu unterhalten. Sorgen können wir Gelegenheit finden. Fürs erste nur zwei Verhaltungsmassregeln: schweigen Sie vor meiner Frau über alles und... nehmen Sie sich in acht, ihr zu nahezutreten. Ich liebe es nicht, wenn Angela etwas bemerkt, ich liebe es auch nicht, Geschwätz mit Verlogenheit zu verquiden. Haben Sie verstanden?“



»Nehmen Sie sich in Acht, meiner Frau zu nahe zu treten!«

Eine Glutwelle schoß in die Wangen des Mannes, der vom Himmel auf Mingen herabgesprungen war. „Wie könnte ich so etwas nicht verstehen... das ist... das ist...“

Freymann wehrte ab. „Bitte, keine Kritik. Ich weiß, was ich sage. Halten Sie sich an Ihre Aufgabe.“

(Fortsetzung folgt.)

Buschmannprinzen

Eine afrikanische Skizze
Von H. Ant. Wickenborn

Seit über einem Jahr diene Radu, das junge Buschmädchen, Fred, ihrem Herrn, der sie im Felsgewirr der Hornberge gefunden, damals, als er mit beritttem Kommando die Buschleute, die braunen Zwerge, verfolgte. Sie hatten die Farmen der abgelegenen Gegenden unablässig beunruhigt, Vieh abgetrieben, einsame Reiter mit ihren Gistpfeilen erlegt.

Diese Gistpfeile! Sie kannte sie! Ein kleiner Baststreifen in Gift getaucht, umschlang die kleinen Pfeilspitzen aus Stein und Stahl. Wehe, traf der Pfeil ein lebendes Wesen, einen Menschen! Kein Ausweichen, kein Ausbrennen rettete vor sicherem Tode! Harmlos ist die gefährlichste Gistpfeilspitze gegen einen Pfeil vom Buschmannsbogen! Lautlos fast, mit leisem, feinen Surren gleitet er von der Sehne aus kleinstem Buschwerk — ungesehen wählt er sein Ziel!

Und jener kleine Bogen erst, den der Weiße „Buschmannspistole“ nennt, jener kleine etwas überfingerlange Bogen mit den kurzen dünnen Pfeilen!

Es war eine gefährliche Jagd, diese Jagd nach den Zwergen des ewigen Busches! Es war ein Ritt auf Leben und Tod für jeden einzelnen des Kommandos! Hinter jedem Fels, von jedem Baum, aus jedem Busch drohte der besiedelte Tod! Der junge van Reenen und der riesige Koke, der mit dem Bärenkörper, sie waren gleich zu Anfang auf diesem Ritt den Pfeilen erlegen.

Nach Tagen hatte das Kommando eine Horde der Pfeilträger in den Bergklüften eingeleitet.

Drei Tage und Nächte lagerte man bei leuchtendem Kreisfeuer um den Felskegel. Kein Buschmann konnte ungesehen entweichen.

An einem dieser Tage fiel Fred die Aufgabe zu, für Wasser zu sorgen. Suchend ritt er in weitem Kreisbogen durch das Gelände, fand nach langen Stunden in der Tiefe einer Schlucht ein kleines Wasserloch. Er stieg ab. Im Begriff, dem schmalen Pfad, der Wild und Eingeborene getreten, zu folgen, ließ ihn ein greller Ruf verhalten. Wie aus dem Boden gewachsen stand ein Buschmädchen plötzlich neben ihm. Radu! Kengitich wies die schmale Hand den verdeckten Tod, in losen Sand gesteckte kleine Pfeilspitzen, die das Wasserloch umgaben. Die dünnen selbstverfertigten Schuhe hätten ihm keinen Schutz gegen die scharfen Spigen geboten. Erstaunt blickte Fred auf das Buschmädchen. Die braunen Augen, die zu ihm aufstrahlten, die kannte er! „Brinzechken, Du?“

Eifrig nickte das Kind, und erklärte, daß sie ihn habe kommen sehen, daß sie gewußt habe, daß er mit van Reenen und Koke ihre Stammesgenossen verfolge, und daß sie mit Gainab und einigen wenigen in den Busch geflüchtet, abgesondert von jenen, die die Weißen eingekreist hätten. Dann sei sie dem Gainab später entwichen, der die Pfeilspitzen dort in den Boden gesteckt habe. Fred kannte Radu seit einigen Jahren. Auf einer Nachbargröße, unweit jener, die er verwaltete, war sie als Mädchenmädchen aufgezogen. Vor einigen Monaten aber, als die Räuber einsetzten, war sie eines Nachts verschwunden. Die Eltern hatten sie heimgeholt. — Wie oft hatte er nicht, wenn er jene Farm besuchte, dem kleinen hellbraunen Mädchen Reiten und Spielzeug, wohl auch einige Lederreien mitgebracht, die sie mit der Grazie einer kleinen wilden Fürstin huldvollst annahm. Fred hatte ihr den Namen Buschmannsprinze gegeben, und sie hatte von anderen erfahren, was dieser Name in der Sprache der Weißen bedeute und war unglaublich stolz darauf. Fred sandte ihr für sie etwas ganz Besonderes, ein Wesen, das außer halb und über allen anderen stand.

Gewandt half sie ihm, jetzt die Pfeilspitzen entfernen, half ihm

Was weißt Du Nettes von Deinem Mann?

Daß Frauen und Freundinnen sich untereinander aussprechen und die Fehler ihrer Männer durchhebeln, wissen wir alle. Die Erfahrung lehrt, daß dabei selten etwas Gutes herauskommt. Die Dinge verlieren an Belanglosigkeit, wenn man sie ausgesprochen hat und fremde Menschen zur Kritik herausfordert. Der andere kann immer nur, auch bei der bereitwilligsten Einstellung, den Fall von sich aus betrachten, ihm fehlt die wichtigste Voraussetzung des Geschehenen, er weiß nicht, wie die Charaktere der beiden aufeinander wirken. Es besteht kein Zweifel, daß in jedem von uns durch jeden Menschen andere Eigenschaften geweckt und hervorgerufen werden, und daß darum jeder zu jedem ein anderer ist. In der besten Absicht gibt man seine Ratschläge, aber man vergißt, daß auch der beste Rat, den man Eheleuten gibt, schlechter ist, als gar keiner. Das Ende vom Liede ist gewöhnlich, daß die zwei sich vertragen und der Ehemann mit Recht bitter böse auf die liebe Freundin ist, die nach seiner Meinung wieder einmal gekehrt hat. Denn, Hand aufs Herz, wenn die große Aussprache da ist, und die Veröhnung bereits im Hintergrund winkt, welche Frau sagte da nicht in ihrer Anflagerede: Grete oder Lisa hat auch gesagt, daß Du — und so weiter. Dieser Satz ist für den Mann ein rotes Tuch und es ist durchaus begreiflich, daß er sich dagegen wehrt. Darum, Ihr lieben Freundinnen, gebe ich Euch heute einen guten Rat. Kommt wieder einmal so ein kleines „Unglückliches“ in der Verweilung zu Euch und will das Herzchen erleichtern, antwortet ihr: Nun, sag einmal, was weißt Du eigentlich Gutes und Nettes von Deinem Mann? Es ist doch nicht anzunehmen, daß Du ein Scheusal geheiratet hast? Irrendwelse angenehme Eigenschaften muß er doch haben, die das Unangenehme aufwiegen? Ich sage Ihnen, der Erfolg ist verblüffend.

beim Wasserschnappen. Beim Abritt aber nahm Fred sie vor sich auf den Sattel.

Als die Buschmannstreife beendet war, erwartete Fred Gainab an den Füßen der Hornberge, und Radu blieb bei ihm. Besser als jeder Weiße, jeder seiner Boys, kannte sie die Schliche des Zwergvolkes.

Gleich in den ersten Tagen hatte Fred ein Zusammentreffen mit Resten der Buschleute. Friedfertig wollte er mit ihnen aus-



Dort hockte eine braune Gestalt...

kommen, stellte sein Gewehr zur Seite und winkte ihnen zu. Doch nur ein surrender Pfeil aus dem Buschwerk, in das jene blühend untergetaucht, gab Antwort.

Dann aber hatte er längere Zeit Ruhe vor ihnen gehabt, bis zu jener Nacht, da ein Pfeil neben seinen Kopf in den Baumstamm fuhr, zu dessen Füßen er sich zur Ruhe, im Felsen Röhre suchend, ausgestreckt hatte. Radu erkannte das Zeichen Gainabs auf dem Pfeilspitzen. Der schleichende Tod strich ums Haus! Das wußte sie, und wußte auch, daß sie die

Die Hausfrau ratet:

Wie oft geht die Tasche eines Gürtels verloren, weil sie sich lose hin- und herschieben läßt. Diesem Uebelstand kann man leicht abhelfen. Man näht sie mit ein paar Stichen von der linken Seite fest.

Silberputzen ist der Schrecken der Hausfrau, verdirbt es doch die Finger und ist außerdem zeitraubend. Viel bequemer ist das Verfahren, wenn man in einen geräumigen Emailletopf Wasser gibt, ihn zum Kochen bringt, eine Handvoll Kochsalz und eine Handvoll Natron dazu tut, auf den Boden einen Emailledeckel legt und das Silber ein paar Minuten darin kochen läßt. Sofort heiß nachspülen und gut trockenreiben. Man darf aber nur Silber auf diese Art putzen, „Plated“ und Nidelsachen werden gelb davon.

Die Köchin spricht:

Apfelsinentorte

3 Eigelb werden mit 200 Gramm Zucker, 4 Eßlöffel Wasser, dem abgeriebenen und dem Saft einer Zitrone schaumig gerührt. Nach und nach gibt man eine Mehlmischung, die aus 100 Gramm Weizenmehl und 100 Gramm Kartoffelmehl, welchen man ein halbes Palet Backpulver beimischte, hinzu, verrührt alles glatt und zieht den steifgeschlagenen Schnee der drei Eier darunter. Der Teig kommt in eine gut eingeseifte Form und wird bei gelinder Hitze gebacken. Ist die Torte erkaltet, schneidet man sie in drei Platten, befeuchtet sie mit Apfelsinenmost und bestreicht zwei Platten mit Apfelsinencreme, die wie folgt hergestellt wird:

Aus einem Päckchen Zitronen-Puddingpulver, einem halben Liter Milch, 50 Gramm Zucker, einem guten Stück Butter und einer Prise Salz macht man einen festen Pudding, rührt den Saft

Pfeile nicht zu fürchten hatte! Manche Nacht hatte Radu seitdem auf der Veranda durchwacht, schwüle, stidige Nächte, die schon das Nahen der Regenzeit kündeten. —

Und eines Morgens hatte Radu ihren Entschluß gefaßt, schließlich auf nackten Sohlen in den kommenden Tag, verschwand in dichtesten Buschwerk.

Umsonst rief Sander nach ihr!

jedoch nichts konnte sie veranlassen, zu sagen, warum sie fortgewesen, und wo sie die Zeit verbracht. Stilles Ahnen aber überlief Fred, denn es vergingen Monate und kein Buschmann ließ sich sehen, keine Spur führte über sandigen Boden. Das Vieh gedieh, Friede herrschte auf der einsamen Farm!

Radu hatte trotz ihrer Jugend viel gelernt aus jener Farm damals als Kind. Wie sie es verstand, ihm das Essen zu richten, seine Kleider in Ordnung zu halten und sogar sein Zimmer mit Blumen zu schmücken.

Monate waren seit jener Nacht verstrichen, in der Radu so geheimnisvoll verschwunden, als sie an einem frühen, taufrischen Morgen gingen, die Fellen nachzu sehen. Plötzlich blieb Fred stehen, wies mit der Hand auf eine Fährte im Sande. Deutlich ausgeprägt stand da der Abdruck eines kleinen Fußes, eine Buschmannspur! Schon suchten seine Augen den schmalen Pfad zur Tränke weiter, auf dem das Eisen für den Leoparden gestellt war.

Dort hockte eine braune Gestalt. Ein Buschmann schien in die Leopardenfalle geraten zu sein. Eilig sprang Fred ihm zu helfen, da gestellte ein Schrei, ein Schrei in Todesangst! Radu, die Gainab erkannt hatte, flog in weitem Sprung an seine Brust, warf sich zwischen ihn und den hockenden Buschmann. Verstandnislos starrte Fred ihr in das angstverzerrte Gesicht. — „Zurück! Pfeil!“ — Mit einem Satz schneelte er weit in den Busch, Radu mit sich reißend.

In der Buschmannsprache dann

als er erwachte, umsonst alles Suchen! Wohl fand er ihre Spur, die in den Busch führte, ging ihr eine Strecke nach, verlor sie im Felsgeröll und kehrte um. Einsam vergingen die nächsten Tage. In der vierten Nacht huschte plötzlich eine dunkle Gestalt auf die Veranda, warf einen Blick durch das offene Fenster, auf den Schlafenden, und rollte sich dann in die Decken auf dem Boden. — Radu war wieder da! — Schelmisch lächelnd begrüßte sie am nächsten Morgen ihren Herrn,

Von Frauen - für Frauen

einer Apfelsine hinein und zieht ein steifgeschlagenes Eiweiß darunter. Die fertige Torte überzieht man mit folgender Glasur: 150 Gramm gestiebter Puderzucker, 1 Eßlöffel Apfelsinenmost, 1 Eßlöffel Wasser werden verrührt.

Gesundheits- und Körperpflege

Nur die gesunde Hand ist schön. Die Fingernägel müssen täglich vor dem Schlafengehen eingeseifet werden, wenn man die Bildung der häßlichen Hornhaut vermeiden will, und die Nägel geschmeidig bleiben sollen.

Wer Nagellack verwendet, muß stets den Halbmond und den überstehenden Nagelrand frei lassen, damit die Atmung nicht unterbunden wird. Nur dann wirkt eine Hand naturlich schön.

Frau Mode

Die raffiniert einfach geschnittenen Nachmittags- und Abendkleider verlangen Schmuck, um voll zur Wirkung zu gelangen. Man kann die bezauberndsten Dinge leicht schon für sehr kleine Beträge erstehen. Wichtig ist die Gestaltung der guten Geschnittenen, den Schmuck wirklich so herauszusuchen, daß er unmerklich, und nicht verdirbt.

Die Verbindung von Rosa und Weißchenblau ist ganz große Mode. Wunderbar schön ist ein Abendkleid aus weichem lila Wolstoff mit einem Tuff Rosen am Ausschnitt.

Große Bouquets Weißchen am Ausschnitt eines nachblauen Kleides sind ein Tip für schwarze Frauen.

Ein wenig Höflichkeit

Es muß immer wieder gesagt werden, daß man mit einer starren Erklärung weder ins Theater noch ins Kino gehen sollte. Es ist eine Qual für andere Menschen und für sich selbst, denn das angeborene oder anerzogene Höflichkeitsgefühl in uns leidet unter der Störung, die wir verursachen.

Wenn man seinen Winterpelz aus dem Mottenkasten nimmt, muß man ihn zwei bis drei Tage an die frische Luft hängen. Es ist eine starke Unhöflichkeit, jemandem zumuten, den Mottenpulvergeruch einzunehmen. Bei der engen Berührung in Straßenbahnen, Geschäften usw. ist das nicht zu vermeiden. Ganz schlimm wird es, wenn eine Frau denkt, sie vertreibt den Geruch durch Parfüm und anstatt zu lüften, ein Fläschchen Chypre oder Lavendel über den Mantel gleißt.



Morgenröde, die wie Kleider aussehen

rief er jenem ein paar Worte zu, der lächelnd trotz seiner Schmerzen zu ihm aufblickte. Die schweigende Radu aus den Armen gleiten lassend, trat Fred wieder auf den Buschmann zu, preßte die Fingerringe des Eisens mit dem Fuß auseinander, und während er noch mit dem Sichern der Rolle beschäftigt war, war der Buschmann, trotz des zerschundenen Beinens, mit Blickesschnelle entschwinden, war untergetaucht im dichtverwachsenen Busch.

Als Fred sich dann umwandte, lehnte Radu noch am Boden gegen den Stamm eines Baumes schmiegt.

„Radu?“

Schmerzhaft bebten ihre Lippen. Ein leichtes Zittern lief über ihr schlanken Glieder.

„Radu, was ist?“

„Der Pfeil!“

Fred verstand nicht! Welcher Pfeil? — Doch als er seinen Arm um ihre Hüfte legte, sie empor zu heben, berührte seine Hand ein kleines, kaum fingerlanges Stäbchen, das tief in ihrem Rücken haftete. — Der Gistpfeil! — Ungesehen durch die Finger geschneit, der ihn treffen sollte, als Radu sich, ein lebender Schild, dazwischen geworfen. Neben ihr kniete Fred am Boden, fassungslos fragend starrte er in übergroße, braune Augen. — Lautlos verstrichen die Sekunden vom endloser Dauer.

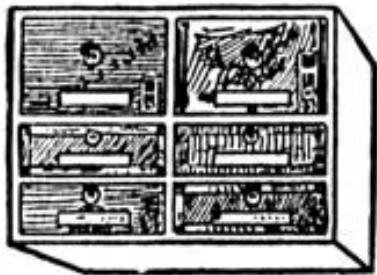
Zitternder, kühl, rötlicher Sonnenchein flirrte durch das verzweigte Gewirr, durch das Geflecht des geheimnisvollen Busches, als Radu's strahlenden Augen langsam erloschen. —

Sonntag der Jugend

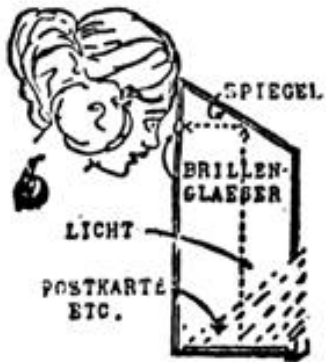
Was man alles aus alten Zigarrenkisten machen kann

Alte Zigarrenkisten werden fast immer fortgeworfen oder verbrannt, obwohl sich aus ihrem Holz allerlei recht hübsche Dinge machen lassen. Wenn Ihr Eueren Vater darum bittet, wird er Euch in Zukunft gerne die leeren Kisten aufheben, und wenn der Vater nicht raucht, so wird sicherlich der nächste Zigarrenhändler eine Anzahl leerer Kisten Euch gerne überlassen.

Es gibt fast nichts, was man nicht aus Zigarrenkisten machen könnte: Spielzeug, Musikinstrumente, leichte Möbel usw. Wir wollen hier nur einige Anregungen geben und überlassen die Ausführung im Einzelnen Euch selbst.



1. Werkzeug-Kasten: Hierzu werden nach Belieben Zigarrenkisten verschiedener Größe verwendet, die man zu einer kleinen Kommode zusammenbaut. Jede Kiste dient als Schublade.

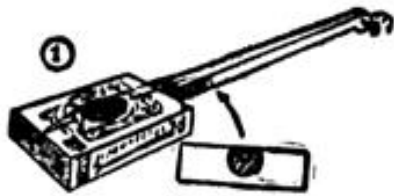


2. Tageslicht-Stereoskop: Die Abbildung zeigt, wie dieser Apparat zu bauen ist.

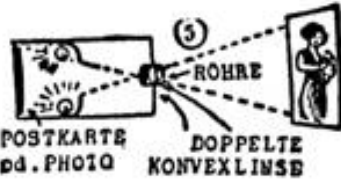
parat zu bauen ist. Zum Durchsehen nimmt man mehr oder minder stark vergrößernde Brillen, oder auch gewöhnliche Vergrößerungsgläser, die man in Augenabstand in die Riste einläßt. (Die Bezeichnung Stereoskop für diesen Apparat ist eigentlich nicht richtig, da man im Stereoskop Doppelbilder verwendet.)



3. Postkamera: Im Innern muß diese Kamera, zu der keinerlei Linse nötig ist, schwarz gefärbt werden. Man achte darauf, daß die Kamera völlig lichtdicht ist. Die geeignete Größe des Nadellochs bestimmt man am besten durch Ausprobieren.



4. Streichinstrument: Als Griff kann man evtl. einen Besenstiel benutzen, den man entsprechend zurechtst.



5. Projektionsapparat: Es handelt sich um einen Apparat, der undurchsichtige Bilder, also z. B. Zeichnungen, Postkarten, klare Photographien usw. projiziert. Das Objektiv besteht aus einer Metallröhre, in die man die Linse einläßt.

Ein neues Katapult

Zur Herstellung dieses Katapults benötigen wir zunächst einen runden Holzgriff von etwa 10 bis 20 Zentimeter Länge. In das eine Ende des Holzpfahls wird



eine Schraube eingedreht, deren oberes Ende aus einem Ring besteht, wie wir sie für wenige Pfennige in jedem Eisenwarenladen kaufen können. Nun befestigen wir unterhalb des Ringes ein nicht zu dünnes Gummiband, und der Katapult ist fertig. Das Befestigen des Gummibandes geschieht, indem wir einen Gummiring zer schneiden und die beiden Enden recht fest an der Schraube festknoten. Als Geschos dienen dünne Holzspieße, die bequem durch den Schraubenring hindurchgehen. Alles Weitere, insbesondere die Handhabung des Geräts, ist aus unserer Abbildung ersichtlich.

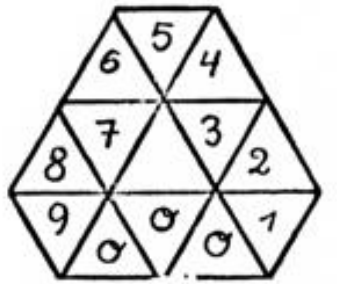
Der besondere Vorteil dieses Katapults besteht darin, daß es ein sehr genaues Zielen ermöglicht. Wenn man die Spitze am vorderen Ende mit einer Metallspitze versehen, ist es sogar ohne weiteres möglich, nach der Scheibe zu schießen. Man achte nur darauf, daß dabei äußerster Vorsicht geübt wird.

Wer schallt's?

Aus der großen Zahl der Gedulds- und Geduldsspiele sei hier ein interessantes mitgeteilt, das auf den ersten Augenblick verhältnismäßig leicht aussieht, in Wirklichkeit jedoch große Geduld erfordert.

Man zeichnet die bestehende Figur in vergrößertem Maßstab auf weiße Pappe und schneidet sie dann mit dem Messer oder einer Schere aus. Zu dem Spiel gehören ferner zwölf Papptafelchen, die am besten freistünd sind. Drei

tragen eine 1, und neun je eine 2. Jetzt legt man die drei Tafelchen mit der 1 auf die entsprechenden Dreiecke des Spielplans, die Tafelchen 1 bis 9 auf die mit 1 bis 9 bezeichneten Felder, und zwar in beliebiger Form. Man soll nun versuchen, durch zweckmäßiges Ziehen diese neun Zahlen in die regelmäßige Reihenfolge zu bringen, und zwar so, daß das Tafelchen 1 auf das



Feld 1 des Spielplans, Tafelchen 2 auf das Feld 2 zu liegen kommen; die drei mit Null versehenen Tafeln sollen auf die Nullfelder des Spielplans kommen.

Zu beachten ist jedoch, daß nie eine Spitze überschritten werden darf, und die Tafelchen nur von einem befestigten Dreieck auf ein unbefestigtes wandern dürfen.

Im WALD und auf der HEIDE

Wie ruft der Kuckuck?



Vielen wird die Frage lediglich ein Lächeln entlocken. Und doch — wenn man die Probe aufs Exempel macht, dürfte so mancher über diese Examensfrage ganz erheblich stolpern. Zunächst wird man als Antwort erhalten, der Ruf des Kuckucks klinge etwa so, wie ihn der Anfang des bekannten Kinderliedes „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald“ wiedergibt. Damit hätten wir es gleich auf vier Fehler gebracht.

Erstens ist in diesem Liedes schon die Betonung falsch. Der wirkliche Kuckucksruf betont nämlich stets die zweite Silbe. Der zweite Fehler: der Kuckuck läßt seinen Ruf nie, wie die Melodie des Liedes vermuten läßt, im Dreiviertel, sondern im Viertel, viertelhaft ertönen, und zwar mit je zwei Viertelnoten und zwei dazwischenliegenden Viertelnoten.

Nun kommt der dritte Fehler: der gewöhnliche Sterbliche wird ohne Besinnen antworten, daß der Ruf des Kuckucks stets genau die kleine Terz umfasse. Auch falsch; denn dieser Umfang wird nicht immer innegehalten. Man hat sehr häufig beobachtet, daß statt der Terz nur die Sekunde gerufen wird, mit anderen Worten, es wird an Stelle des für den Kuckucksruf oft charakteristischen Intervalles des zweigestrichenen (d nur ein c-d) gerufen. Manchmal wird aber auch die kleine Terz überschritten, und dann ertönt der Ruf als fis-d oder gar als Quart. Bisweilen beginnt er mit dem Umfange c-d und geht dann erst zur kleinen oder großen Terz über. Auf diese Weise kommen so große Verwirrungen der Tonhöhe zustande, daß der Ruf mitunter die ganze Quinte des zweigestrichenen c-g in Anspruch nimmt.

Und der vierte Fehler: in fast allen Kultursprachen beginnt der Name des Kuckucks mit einem K,

C oder G. Trotzdem wäre es falsch, den ersten Laut des Kuckucksrufes als K oder G anzuspüren. Denn, wenn man näher und längere Zeit hinhört, wird man zu der Erkenntnis kommen, daß der Ruf weder mit einem K noch mit einem C oder G anfängt, sondern mit einem scharfen W, so daß also der Ruf in Wirklichkeit mehr wie „wug-gu“ klingt. Auch das I am Ende des Namens ist beim Rufen keineswegs zu hören.

Seltene Arten des Fischfangs

Die gewöhnlichen Geräte, um Fische zu fangen, sind Angel und Netz. Oft ganz eigenartige Methoden des Fischfangs findet man bei den Naturvölkern, wo Pfeil und Bogen, dreizählige Speere, dann wieder angefeilte Harpunen benutzt werden, um dem feuchten Element die Beute zu entreißen. Die Bewohner Borneos benutzen giftige Pflanzensäfte, die sie ins Wasser gießen, um damit die Fische zu betäuben, andere Völker legen giftige Pflanzen oder Früchte in leichte Wasserstellen.

Der Chinese benutzt abgerichtete Kormorane, die für ihn das Geschäft des Fischens besorgen und ihm die gefangene Beute ins Boot bringen.

Die Neger des Kongo bringen auf einer Seite ihres Bootes ein Querbrett an, das etwa 2 Meter vom Bord aus den Wasserspiegel erreicht und dann etwa 1/2 Meter unter diesen herabreicht. Zu zweit fahren nun die Fischer, den an den beiden äußersten Enden des Brettes befestigten Strick in den Händen haltend, durch den Strom und passen genau auf, ob und wann sich ein Fisch über dem Brett befindet, den sie dann durch Hochziehen des Brettes in schnellem Schwunge in ihr Boot befördern.

Ein mit einem Glasboden versehener viereckiger Kasten wird

auf den Kanarischen Inseln ins Wasser hinabgelassen und schnell in die Höhe gezogen, sobald Fische hineingefallen sind.

Die geschicktesten im Handwerk des Fischfangs sind wohl die Bewohner der Polynesischen Inseln. Sie wenden ein sinnreiches Verfahren an, um eines Fisches habhaft zu werden, der durch sein langes, schnabelartiges und mit Zähnen bewaffnetes Maul, wie durch sein überaus kräftiges Emporschnellen aus dem Wasser sehr gefährlich ist.

Sie verfertigen aus den Rippen der Kokosblätter einen kleinen, runden Drachen, der statt mit Papier mit dem großen Blatt des Brotfruchtbaumes gedekt ist und von ihrem Kanu aus zum Steigen gebracht wird. Von diesem Drachen führt eine Leine zum Fischer, eine zweite zu einem im Wasser schwimmenden Räder.

Sobald nun der Fisch den Räder angenommen hat, was gar nicht lange dauert, hat der Fischer die Möglichkeit einen beliebig großen Abstand zwischen sich und dem Räder durch den in der Luft stehenden Drachen zu wahren. Er hält sich hierdurch immer außerhalb der gefährlichen Nähe der sich austobenden Beute und holt die Fangleine erst ein, wenn der Fisch fest angebissen hat und ermattet ist.

Endlich sei noch das Harpunieren der Wale erwähnt, die heute durch Walfanonen, die die Harpune abfeuern, getötet werden. In früheren Zeiten mußte die Jagd vom Boot aus, durch Schleudern einer Handharpune, besorgt werden, was oft genug den Jägern das Leben kostete.

C. W. K.

Jägerhumor

Ein angehender Nimrod wird zur Anzeige gebracht, weil er zahme Tauben geschossen hatte. Vor Gericht wurde er angefahren, ob er als Jäger nicht einmal jagde von wilden Tauben zu unterscheiden in der Lage wäre? Begeppert antwortete der biedere Jägermann: „Herr Richter, die Tauben waren mir wild genug“.

Die Großstadt ohne Einwohner

Das klingt ganz unwahrscheinlich — und ist doch Wirklichkeit! Und zwar handelt es sich um die Stadt Phönix, die hoch oben im Gebirge nahe der Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten liegt. Diese seltsame Stadt, die einst einen so schnellen und großen Aufschwung genommen hat, ist heute stumm, menschenleer und einsam, trotzdem vor noch nicht langer Zeit Hunderttausende von Menschen dort lebten. Alles steht noch, als wäre es gerade verlassen. Große Hotels, das Stadthaus, das Theater, die Kirchen, sogar die große Brauerei und zahllose Wohnhäuser. Aber das einzige Leben dieser Stadt bildet die üppige Vegetation, die auf den Straßen wuchert. Schaut man in die Hotels hinein, so sieht man, daß es keine Türen mehr gibt, daß die Fenster keine Scheiben haben und daß im Innern auch nicht ein einziges Möbelstück vorhanden ist.

Die Geschichte dieser Stadt ist höchst seltsam. Im Jahre 1891 fand ein einsamer Abenteurer dort Kupfer und erwarb Boden zur Ausbeutung. Es dauerte nicht lange, bis sich auch andere zu diesem Zweck einfanden; schnell wurde eine Gesellschaft zur Gewinnung des hier stehenden Kupfers gegründet. In kürzester Zeit verwandelte sich das Paradedorf in eine Stadt, und die Zahl der Kupfergräber wuchs auf hunderttausend. Eine 40 Meilen

meter lange Eisenbahnlinie entstand, die die neue Stadt mit der Hauptstrecke verband. In den neugegründeten Tanzlokalen entwickelte sich ein reges und wildes Leben. Nach zwei Jahren wählte man einen Bürgermeister, der, gleich den Richtern, viel Beschäftigung hatte. Während des Krieges, als Kupfer so wertvoll war wie Silber, erblühte Phönix zum Höhepunkt seines Reichtums. Die Zahl der Dollarmillionäre in dieser Stadt wuchs.

Aber mit dem Ende des Krieges begann auch der Abstieg. So schnell wie die Schatzgräber gekommen waren, verschwanden sie wieder, denn der Wert des Kupfers war gesunken. Ein Bergwerk nach dem anderen wurde stillgelegt, und immer leerer und unheimlicher wurde die große Stadt. Viele ließen Hab und Gut zurück, weil der Abtransport mehr gekostet haben würde, als die Neuanschaffung. Heute ist das einst so rege Leben völlig ausgestorben. Wild wuchert in den Straßen, der Steppenwolf zieht umher und die Buschkratten huschen durch die Häuser. Ein einziger alter Bergarbeiter ist der letzte Bewohner von Phönix. Er ist dort geblieben, weil er nicht wußte, wohin er seine Schritte lenken sollte, und er wartet darauf, daß die Stadt, wie der so genannte Vogel nach dem sie benannt ist, neu verjüngt aus ihrer Asche stelet.



Es geht um ein Menschenleben

Erlebnisse des Reporters Karl Ey

(12. Fortsetzung)

Inhalt der bisher erschienenen Fortsetzungen.

Auf seiner Suche nach dem verschwundenen Großbräuer Berger, auf dessen Auffindung seine Zeitung eine Belohnung ausgesetzt hat, ist der Reporter Ey den Spuren der Tochter bis in die entlegene Russen-Siedlung der Doukhobors, einer Sekte, gefallen und findet das Mädchen auf der Station Bulls Landing, wo beide irtümlich den Zug verlassen haben. Sie beschließen, die 3 Stunden entfernte Station Chiroko zu Fuß zu erreichen. Sie werden von den Doukhobors überfallen und durch den Sergeanten Schröder aus den Händen der Fanatiker befreit. Nach gelungener Flucht verschwindet Loreley Berger wiederum spurlos. Ey wird eines Mordes verdächtigt. Er erhält die Belohnung für Ermittlung des Mörders und beginnt ein Tauschgeschäft bei den Indianern. Auf dem Wege findet er Berger, der ihn wieder entwischt.

Wir erfuhren weiter, daß Hauptling „Türkischer Luz“ diese Strümpfe für seine „weiße Squaw“ haben wollte, worauf Berger nochmals nach dem Probestrumpf griff, genau den oberen Rand studierte und schließlich mit einem zerrissenen Gesicht, in welchem sich Glück und Entsetzen mischte, uns ein winziges Monogramm zeigte: — „L. B.“ Lorelei lebte — das stand fest.

Wir handeln um Frauen

Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz des Nordens, das allerdings in erster Linie für Indianer gilt, und das lautet: Jede Arbeit ist ihres irdischen Lohnes wert. Der Indianer, der dir keinen unmittelbaren Nutzen bringt, ist dir wertlos. Bald ist jedes Hundespann in der eigenen Nebelwolke verschwunden, die sich durch die Ausdünnung von Tier und Mensch in der bitterkalten Luft bildet.

Es war eine Fahrt von fünf Tagen, es war ein Reiselager, das man in Deutschland auf glatter Chaussee in sieben Stunden erledigen konnte, wenn man ein Fahrrad hätte. In den ersten beiden Tagen gab es auch keine Schwierigkeiten. Noch sind Menschen und Hunde kräftig genug, noch sind die Füße trocken, noch liegt der Reiz der Neuheit verlockend über der Reise, wie der große lächerlich schimmernde Butterball, den man hier die Sonne nennt.

brachen. Mochte nun Lorelei als Frau oder als Schlingel des Hauptlings „Türkischer Luz“ gelten, wir mußten, nach dem Gesetz des Nordens, dem selbst Sergeant Schroeder, wenigstens solange er allein war, machtlos gegenüberstehen, uns auf einen Handel gefaßt machen. Deshalb hatte auch Berger kurzerhand meinen gesamten Handelsvorrat für eine Summe, die den Wert um das zehnfache übertraf, erworben, einige Indianer und Hundeschlitten unseres Nachbarstammes gegen eine kleine Handvoll Golddollars in Lohn genommen und mit einer solchen Unrast zum Aufbruch gedrängt, daß wir schon nach drei Tagen mit den Boten des Nordstammes als Führer den großen Tret über den Schnee antraten.

„Fertig“

vierte Tag in der weißen Wüste noch wenig aus.

Und doch kam es allmählich über alle.

Die Menschen sind still geworden. Fast verstockt werden die nötigen Handreichungen gemacht. Es ist, als ob sich ein unsichtbares Leichentuch über unserer einsamen Karawane gesenkt hätte, das alles verhüllt, selbst die Hoffnung und die Träume.

Jeden Nachmittag, im fahlen Dämmerlicht wird Hakt gemacht. Die Hunde fallen zu Boden, die Männer verrichten fast automatisch ihre notwendige Lagerarbeit. Zwei zerschneiden mit großen Schlachtmessern Schneebänke, einer legt die Blöcke freisartig aufeinander, der vierte reißt die gefrorenen Mauersteine von den Schneidern zu den Baumeistern,

Dampfwolke die Elshütte, die Sergeant Schroeder mit seinem Stab ein Loch in die Decke stößt, damit die Schwaden abziehen können.

Das Ziel erreicht

Und endlich war es geschehen. Hierne steil aufstrebende Rauchwolken kündeten das Lager des Nordstammes der Athabasken an. Unsere Führer schossen in ihren Schlitten voraus, während wir, nach der Sitte des Nordens, unsere Fahrt etwas verlangsamten, um auch in der weißen Wüste nicht als unhöfliche Leute mit der Tür ins Haus zu fallen.

Berger zitterte an allen Gliedern, als wir schließlich die einzelnen Gegenstände des Lagers in dem mahligen Weiß des Tages erkennen konnten. Zwei pelzvermummte Gestalten näherten sich uns. Langsam und würdevoll, trotz ihrer schwerfälligen Bekleidung, traten uns die beiden Indianer entgegen, die nach dem Recht des Nordens, um zwei weiße Frauen handeln konnten. — Hauptling „Türkischer Luz“ und der Waffenfertiger des Stammes Simon Klimes Wiesel.

Sergeant Schroeder konnte sich mit beiden, die vielleicht schon einmal zum großen Indianertreffen nach Edmonton gewesen waren, besser verständigen, als mit den beiden Boten. Aber auch Berger und ich bemerkten bei der Begrüßung, daß die beiden Würdenträger ein zwar wenig umfangreiches, aber immerhin halbwegs verständliches Englisch redeten.

Schweigend folgten wir den beiden in das größte Wigwam, vor dessen Eingang die Schlitten mit den Waren aufgefahren wurden. Schroeder vertrat die Würde und die Macht des Gesetzes, aber auch er konnte es nicht erzwingen oder erreichen, daß uns die beiden Frauen vor Beginn des Handelspalavers gesiegt wurden.

Berger bestand auch gar nicht darauf, er war ja so sicher, daß es sich nur um Lorelei und Mrs. Klannagan handeln konnte. Bei den Vorverhandlungen mußte ich oft ein aufmeißelndes Lächeln unterdrücken, als ich bemerkte, wie wenig geneigt der Hauptling sich zeigte, eine „Weiße Blume“, schön wie Feuerwasser“ aus der Behausung der Frauen seines Haushalts, auszuliefern. Klimes Wiesel dagegen fast einen Ausruf der Erleichterung tat, als er hörte, daß er seine „Weiße Blume“ loswerden und wahrscheinlich sogar noch ein gutes Geschäft dabei machen sollte. Ich stellte mir Mrs. Klannagan vor und sympathisierte mit dem Klimes Wiesel.

Eines ergab sich gleich aus den Verhandlungen — den Frauen war nichts gelungen. Beide Würdenträger hatten ihnen zwar die Ehre erweisen wollen, sie nach indianischem Ritus zu ehelichen, aber als eine Ablage erfolgte, hatte man die Frauen auf Warte-

zeit gesetzt und nicht weiter be-
helligt.

Der Hauptling Türkischer Luz war noch ein verhältnismäßig junger Mann mit stolzen Zügen und edler Figur. Wer weiß, nicht unter anderen Umständen wenn sie ihn zum Beispiel auf einer Rodeo in Toronto gesehen, Lorelei ihn nicht für einen schönen Mann gehalten hätte. Wer weiß, übrigens, ob sie es jetzt nicht tat?

Klimes Wiesel aber machte seinem Namen alle Unehre, er war buchstäblich dick, strömte förmlich Gemütlichkeit aus und schien ganz der Mann zu sein, der eine Aquilition wie Mrs. Klannagan nach Möglichkeit schnellstens wieder aus seinem Frauenstaate loszuwerden bestrebt war.

Der Handel

Wir hatten uns dahin geeinigt, daß Berger mit dem Hauptling, und ich mit dem Klimes Wiesel auf Frauenhandel gehen sollte. Das tat mir zwar einerseits leid, denn ich hätte wirklich gern meinen Teil dazu beigetragen, um Lorelei zu erlösen, andererseits aber ahnte ich auch, daß der Hauptling ein zäher Kunde, das Klimes Wiesel aber ein Mann sei, mit dem sich reden ließe. Während Schroeder die Handelswaren bewachte, folgte ich dem Klimes Wiesel in sein Domizil und konnte aus verschiedenen Geräuschen hinter einem mächtigen Fellverhauf feststellen, daß die Damen des Hauses willige Ohrenzeugen unserer Unterhaltung waren, und sich, unter ihnen wohl auch das Objekt des großen Schachers, Mrs. Klannagan, in voller Pide befand.

Klimes Wiesel eröffnete das Palaver mit der Frage „How much?“ — Wieviel?

Ja, das war die Frage, wieviel war Mrs. Klannagan wert? Ich bin gewiß kein Unmensch und hätte selbstverständlich meinen ganzen Vorrat gerne für ihre Befreiung gegeben, aber ich mußte auch daran denken, daß Berger handelseinig werden mußte und schließlich in dem Hauptling einen scharfen Kunden gefunden hatte, der allerlei Ansprüche stellen würde. Wenn ich zuviel verpaid, so war vielleicht der Hauptling nicht mehr zu befriedigen und es hätte allerlei Unannehmlichkeiten geben können.

„Drei Pfund Tabak“, sagte ich und merkte, wie sich das fette Gesicht des Klimes Wiesels verklärte, dann aber wieder listig in abweisende Falten verzog.

„Eine Uhr zum Klingeln“ — Teilnahmslosigkeit.

„Ein Messer zur Jagd.“ Ich versuchte den gehaltenen Redestrom des Klimes Wiesels zu unterbrechen, denn welche Frau, und sei es die dicke Mrs. Klannagan, möchte als Tauschobjekt als „weiße Ziege, an der nichts dran ist“ vor ihren Ohren begehrt werden. (Schluß folgt.)



Weiße Ziege wie Teufel, sagte der Indianer

Die Hunde springen auf die Füße. Scharf, wie Pistolenkugeln, knallen die Peitschen in der eisigen Luft. Bald ist jedes Hundespann in der eigenen Nebelwolke verschwunden, die sich durch die Ausdünnung von Tier und Mensch in der bitterkalten Luft bildet.

Es war eine Fahrt von fünf Tagen, es war ein Reiselager, das man in Deutschland auf glatter Chaussee in sieben Stunden erledigen konnte, wenn man ein Fahrrad hätte. In den ersten beiden Tagen gab es auch keine Schwierigkeiten. Noch sind Menschen und Hunde kräftig genug, noch sind die Füße trocken, noch liegt der Reiz der Neuheit verlockend über der Reise, wie der große lächerlich schimmernde Butterball, den man hier die Sonne nennt.

Aber dann...

Aber am dritten Tage schon änderte sich das Bild, und dabei rede ich natürlich, nur von mir, denn dem Sergeanten Schroeder, dem Bräuer Berger, den Indianern und unseren willigsten und nötigsten Kameraden, den Hunden, machte auch der dritte und

und da hierzu am wenigsten Erfahrung gehört, so war dieser eine immer ihr Ergebener.

Fünfzig Blöcke und achtzig Minuten Arbeit — dann ist der Schneekraal errichtet. Der Mann, der den Bau von innen ausgeführt hat, schneidet nun eine zwei Fuß hohe, halbrunde Tür hinein. Schneeschuhe werden hineingebracht und diese mit trocknen Fellen belegt. Dann kriechen wir drei weißen Männer, alle nach einander, in die Hütte, während der Indianer sich mit ihrem Felllager auf den Schlitten begibt.

Der kleine Ofen, der nach dem Prinzip der Stachelstamme arbeitet, wird in Betrieb gesetzt, aber trotzdem braucht der Aluminiumtopf mit den Eisstücken lange, ehe er sich mit Wasser füllt.

Die blaue Flamme des Gasolinsens zischt — das erste, heimliche Geräusch des Tages. Zwei von uns sitzen eine halbe Stunde und bösen vor sich hin, während der Dritte den kleinen Kessel beobachtet, in welchem sich das Eis langsam von 34 Grad unter Null in kochendes Wasser verwandelt. Als er den Dattel hebt, um einen Teewürfel in das Wasser fallen zu lassen, fällt plötzlich eine

sehr, daß, wenn einer von ihnen einmal in eine andere Garnison versetzt wurde, er noch jahrelang Rikent des alten Goldstein blieb und seine Affären ruhig weiter von ihm besorgen ließ.

Da geschah es nun mal, daß so ein junger Offizier, der irgendwohin in die Ferne versetzt worden war, in große Geldverlegenheit geriet. Er besaß einen wertvollen alten Familienring und entschloß sich, ihn zu verkaufen. Selbstverständlich an niemanden anders als an den alten Goldstein. Die Sache eilte. Er legte also den Ring in das alte rote Lederetui und sandte ihn an den Geldverleiher mit dem kurzen und kategorischen Brief:

„Beiliegend sende ich Ihnen meinen alten Familienring. Wenn Sie mir dafür 3000 Gulden geben, können Sie ihn behalten. Wenn nicht, senden Sie ihn zurück. Handeln ist ausgeschlossen, ich gehe um keinen Kreuzer herunter.“

Zwei Tage danach kommt folgendes Telegramm: „Ring keine 3000 wert. Gebe höchstens 2000.“ — Der Offizier erwidert: „Preis 3000. Handeln ausgeschlossen.“

Am dritten Tage handelt der Alte in einem neuen Telegramm weiter: „Gebe 2500, mehr auf keinen Fall.“ — Der Offizier: „Preis für Ring 3000. Handeln ausgeschlossen.“ Bitte Ring sofort zurücksenden.

Ein paar Tage vergehen. Dann erhält der Offizier ein Paketchen

mit der Post. Er öffnet es und findet darin das rote Etui, verpackt und versiegelt. Dabei liegt ein Brief, der folgendes enthält: „Hochverehrter Herr Oberleutnant! Als Sachverständiger sage ich Ihnen, daß dieser Ring keine 3000 Gulden wert ist. Sie werden nirgends auf der Welt soviel dafür bekommen. Ich kann Ihnen höchstens 2800 Gulden geben, und auch das nur aus Sympathie und alter Anhänglichkeit. Wollen Sie den Ring dafür hergeben, so machen Sie das Etui erst gar nicht auf, sondern senden Sie es mir zurück; dann geht am nächsten Tag postwendend das Geld an Sie ab. Wenn Sie ihn aber auch für die 2800 nicht hergeben wollen, so behalten Sie den Ring, denn ich laufe ihn dann nicht.“

Den Offizier packt die Wut. Er ist ein Tropf und steht zu seinem Wort, auch in der bedrängten Lage. Er ist also fest entschlossen, den Ring um keinen Heller billiger herzugeben, als er ursprünglich festgesetzt. Also öffnet er das Etui.

Nun —: der Ring liegt nicht darin; aber statt seiner ein Zettelchen mit den Worten: „Na, schön! Ich geb' also 3000 Gulden!“ W. B.

Offiziere und erledigte auch ihre sonstigen Geschäfte. Die Offiziere hatten ihn nicht nur gern, sondern vertrauten ihm auch. So



Der Ring

Goldstein blieb der Gute und war, na, Geldverleiher in einer ungünstigen Provinzstadt, in der ein Surenregiment lag. Er verlieh Geld an die



LIES LACH und RATE



Heiratsvermittler (zu einer Dame): „Diesen Herrn könnte ich Ihnen als sehr solid empfehlen. Er raucht nicht, er trinkt nicht, er geht in seinen Klub...“

Dame (ihn unterbrechend): „Ich danke für so einen! Da hätte ich ja nichts zu verbieten.“

Ein General, welcher sich der besonderen Gunst König Johanns von Sachsen erfreute, wurde von demselben häufig zur Tafel gezogen. Eines Tages wurde ihm wieder diese Ehre zuteil. Der alte General hatte sich spät verheiratet, und seiner überaus glücklichen Ehe waren mehrere Kinder entsprossen, die sich zu der Zeit noch in sehr jugendlichem Alter befanden. Er liebte sie zärtlich und brachte ihnen, wenn es anging, gern irgendeine kleine Leckerlei von der königlichen Tafel mit heim. Auch heute, nachdem das Dessert aufgetragen und herumgereicht war, legte der General einige ausgewählte Stücke Konfekt für seine Lieblinge beiseite. Die Damen des Hofes, welche seine Schwäche kannten und würdigten, reichten ihm von verschiedenen Sorten gleichfalls einige Marzipanherzen. Unerwartet wandte sich da der König an ihn mit der Frage:

„Wieviel haben Sie denn, Excellenz?“

Der König hatte natürlich Kinder gemeint. Der General aber, ein wenig verblüfft, nur an seine Marzipanherzen denkend und des Königs Frage hierauf belegend, entgegnete verlegen:

„Drei geruhten Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin mir zu schenken und zwei die Frau Fürstin B.“

Sein Grund



Der kleine Hans nimmt mit seinen Eltern an einer Hochzeit teil und wird gefragt, wie er denn seine Hochzeit feiern werde. „Ich heirate nie“, erklärt er bestimmt. „Warum denn nicht?“ „Ich habe schon zu lange mit verheirateten Leuten zusammengelebt!“

Hausfrau: „Sie wollen fort, Emma, paßt Ihnen denn etwas nicht?“

Kochin: „Die Kleider von der gnädigen Frau.“

Der bestrafte Pessimist

Als Franz Vizt während seines Pariser Aufenthalts auf einer belebten Straße spazieren ging, sprach ihn ein Straßenlehrer an und bat um ein Almosen.

„Gern, mein Bester“, sagte Vizt freundlich, „aber das ist nun Bedenken: Ich habe nämlich nur fünfzig Franken bei mir.“

„Na, da könnt' ich helfen, sagte der Straßenlehrer, „ich gehe nämlich einfach den Schein in irgendeinen Laden in der Nähe wechseln. Bitte schön, seien Sie so nett und passen derweil auf meinen Besen auf.“

„Der damit! Ich werde ihn halten, bis Sie wiederkommen.“

Im Galopp verschwand der Straßenlehrer mit dem Schein. Vizt blieb mit dem Besen in der Hand ruhig auf dem Boulevard stehen. Da kam ein Bekannter von ihm vorbei. Stehen bleiben schauen und in Gelächter ausbrechen war eins.

„Zum Kukud, Meister, in was für einer Position muß man Sie da sehen? Und wo haben Sie eigentlich dieses sonderbare Instrument gefunden?“

Vizt erklärte die Sache und fügte hinzu, der Straßenlehrer müsse nun sicher bald zurückkommen.

„Wie nato“, lächelte der Bekannte. „Da können Sie warten, bis Sie schwarz werden — von Ihren fünfzig Franken werden Sie nie etwas wiedersehen.“

Aber da kam auch schon in langen Sähen der Straßenlehrer angelaufen. Mit stolzem Lächeln zählte er das gewechselte Geld in des Meisters Hand.

„Brav, mein Freund!“ sagte Vizt. „Es freut mich, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe. Hier ist Ihr Besen zurück — und da nehmen Sie diese 25 Franken von mir. Weitere 25 Franken wird Ihnen dieser Herr da geben, der es gewagt hat, an der Ehrlichkeit eines Straßenlehrers zu zweifeln!“

Geschlagen gehorchte der Pessimist und schlich von bannen.

Der junge Gelehrte, der auf dem Dorf die volkskundliche Ueberlieferung eifrig studiert, knüpfte mit dem alten Mann im Kartoffelfeld ein Gespräch an. „Ein schöner Morgen heute“, sagte er. „Ja“, antwortete der Alte und hielt in der Arbeit inne. „Aber bald wird's ein Gewitter geben.“

Der Gelehrte glückte sein Notizbuch. „Das wissen Sie wohl nach den alten Bauernregeln?“ „Ja wo“, meinte der Alte, „gestern wurde es im Radio gesagt und heute früh stand's in der Zeitung.“

„Ich fand diese sechs Dollar auf Ihrem Schreibtisch und liefere sie ab.“

„Sie sind eine ehrliche Person. Ich hatte sie zur Prüfung dort hingelegt.“

„Ich dachte mir das.“

„Wenn ich jetzt mit 25 Milie in der Lotterie rauskäme, würde ich mich sofort selbständig machen und heiraten.“

„Aber Menschenkind, eins von beiden kannst Du doch bloß!“

Ich sonst nicht mehr sechs Monate leben würde.“

Ihr Gesundheitszustand ist sehr bedenklich, Ihr Puls sehr unregelmäßig, trinken Sie trotz meines Verboles? „Wenn Sie was Nettes da haben, warum nicht, Herr Doktor.“

Von Conan Doyle

Conan Doyle erzählte mit Vorliebe eine Geschichte, von der er behauptete, daß sie, wenn auch nicht wahr, so doch vortrefflich erfunden sei.

Als ich in Boston auf meiner ersten amerikanischen Reise ankam, wurde ich von einem Drochkensfischer, den ich mir sofort erkannte. Als ich am Schluß der Fahrt ihn bezahlte, sagte er sehr ehrerbietig: „Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Herr, so möchte ich lieber ein Bilet für den Vortrag haben, den Sie heute Abend halten.“ „Sagen Sie mir, woher Sie wußten, wer ich bin“, sagte ich lachend, „und ich gebe Ihnen Biletts für Ihre ganze Familie.“ „Dank schön“, war eine Antwort. „Wir wußten doch alle, daß Sie mit diesem Zug kämen. Außerdem habe ich doch Ihre Sherlock-Holmes-Geschichten gelesen. Da sah ich denn, daß die Aufschläge Ihres Mantels zerfüßt waren von den Händen irgendeines Reporter. Ihr Haar hat in seinem Schnitt etwas vom Quäker; das wies auf die Arbeit eines Friseurs in Philadelphia hin, und Ihr vorn eingekerkelter Hut zeigte, daß Sie beim Frühstück in Chicago sich eifrig an das Büfett gedrängt hatten. An Ihrem rechten Schuh steht etwas Lehm aus Buffalo; in Ihren Kleidern liegt der Geruch einer Bäckerei von Utika, und — dann steht ja in großen Buchstaben auf Ihrem Koffer der Name: M. Conan Doyle.“

Wir haben eine neue Perle vom Vande. Neulich klingelt es spät abends. Minna geht an die Tür und öffnet. Draußen steht ein Radfahrer: „Hier ein Telegramm!“

„Wir brauchen keins!“ sagt Minna und schlägt die Tür zu.



Mensch, bin ich vergnügt, daß ich wieder feste Arbeit habe! Ja, Karl, es geht eben nichts über eine sichere Stellung!

Das lange Fräulein Meyer

Eines Abends geht Fräulein Meyer ins Theater. Kurz vor Beginn. Sie muß im Dunkeln ihren Parterplatz aussuchen. Gerade als sie sich, geht der Vorhang auf.

„Sehen!“ ruft ein Hintermann. Fräulein Meyer sieht auf glühenden Kohlen.

„Sehen!“ ertönt es erboht von mehreren Seiten. „Sehen!“

Da erhebt sich Fräulein Meyer verzweifelt, um das Theater zu verlassen. Aber kaum ist sie aufgestanden, brüllt hinten einer voller Empörung:

„Jetzt stellt sich das Luder auch noch auf den Sessel!“

Rothschilds Glück

Ein Mann, der Lose für ein Lotterie verkaufte, bat auch den Baron Rothschild, ihm eins abzunehmen. „Ich habe nicht nötig, noch etwas zu gewinnen, ich bin reich genug“, erwiderte dieser. „Machen Sie einen Versuch“, drängte der andere. „Was sind für Sie 10 Mark?“ Rothschild nahm das Los und gewann tatsächlich den Hauptgewinn. Als ihm der Mann davon Mitteilung machte, sagte er: „Nun will ich mich auch dankbar erweisen. Wollen Sie sofort 30 000 Mark haben oder für Lebzeiten jährlich 2000 Mark?“ „Geben Sie mir lieber die 30 000“, sagte der Mann, „Ihr Glück ist so groß, daß

Zahlenrätsel

1	2	8	2	4
2	5	2	6	7
3	8	9	2	5
8	10	11	12	8
10	5	5	8	6
12	6	8	1	7
2	8	11	18	8
5	8	8	18	8

Die erste und dritte Zahlenreihe ergeben von oben nach unten die Namen zweier berühmter Feldherren.

Silbenrätsel

Aus den Silben:
a — al — al — an — ar — au
— be — chen — di — dro — de
— bee — den — bi — dorff —
bron — e — el — en — en — ja
— gam — gen — gi — gi — i —
ord — fun — li — ma — main
— me — me — na — na — naph
— nel — ni — nin — nist
nor — ph — phro — po — re —
re — rich — rich — se — ste —
te — te — te — tes — tha —
trau — ung — we — wül
sind 22 Wörter zu bilden, deren

Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Spuch von Reinold ergeben (ch = ein Buchstabe.)

1. Dünne Schnur
2. Regierung
3. Gestalt a. d. Nibelungenlage
4. Griechischer Buchstabe
5. Verräter der Griechen bei d. Termopsen
6. Europäisches Land
7. Gedante
8. Arzneimittel
9. Kirchliche Handlung
10. Dede, fruchtlose Gegend
11. Göttin der Schönheit
12. Zelleinteilung
13. Reich zwischen dem Kaspiischen und Schwarzem Meere
14. Stallsische Radiostation

15. Ausgestorbener Vogel

16. Höchste Leistung

17. Deutscher Dichter

18. Insel im Bodensee

19. Oberitalienische Stadt

20. Geschichtsschreiber

21. Männliche Ente

22. Erdöl

Zahlenquadrat

Die Zahlen sind so umzustellen, daß sich bei richtiger Anordnung in jeder waagerechten wie senkrechten Reihe die gleichen Summen ergeben.

Aufgabe			
0	1	2	8
4	5	6	7
8	9	10	11
12	13	14	15

Auflösungen zu voriger Nummer

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Hebe, 4. Mars, 8. Ave, 10. Lie, 11. Bar, 12. Orion, 14. Kola, 16. Mailand, 19. Saba, 21. Anden, 24. Rona, 26. Sau, 27. Ohr, 28. Ehre, 29. Ohra
Senkrecht: 1. Harz, 2. Eva, 3. Berka, 5. Ali, 6. Rio, 7. Seni, 9. Holland, 13. Raab, 15. Oise, 17. Nabob, 18. Va, 20. Para, 22. Nab, 23. Dur, 25. Ohr.

Silbenrätsel

1. Windbraut, 2. Isergebirge, 3. Ehrlichkeit, 4. Heiligendamm, 5. Erbschleicher, 6. Rosenkavalier, 7. Reiterstandbild, 8. Lombardi, 9. Immortelle, 10. Charleston, 11. Libussa, 12. Erntedankfest, 13. Ufenau, 14. Chilesalpeter. — Wie herrlich leuchtet mir die Natur!

Wortspiel:

Eins. Amme
Name. Lahm
Dame. Lampe
Ein. Eder
Gurt. Selma
Umher. Genie
Ton. Unter
Tor.

Ende gut — Alles gut.

Rätsel:

Mitteilung mit Teilung
Der Politiker
Land, Tag, Landtag
Verwandlung:
Prosa, Rosa.